



Patmos

Eugen Drewermann

Das Johannes Evangelium

Bilder einer neuen Welt
Zweiter Teil

Navigation

[Buch lesen](#)

[Cover](#)

[Haupttitel](#)

[Inhalt](#)

[Über den Autor](#)

[Über das Buch](#)

[Impressum](#)

[Hinweise des Verlags](#)

EUGEN DREWERMANN

Das Johannes-Evangelium

Bilder einer neuen Welt

Zweiter Teil: Joh 11-21

Patmos

Inhalt

Vorwort	7
Joh 11,1-54: Die Auferweckung des Lazarus – 1. Teil	13
Joh 11,17-54: Die Auferweckung des Lazarus – 2. Teil: Zwei kommentierende Geschichten	35
Joh 11,55-57; 12,1-11: Tod dem, der vom Tod erweckt! – Die Salbung zum Begräbnis	55
Joh 12,12-19: Der Einzug in Jerusalem	74
Joh 12,20-50: Wer so stirbt, in dem verherrlicht sich Gott und: Als Licht bin ich in die Welt gekommen	92
Joh 13,1-38: Das Zeichen der Fußwaschung und: Zwischen Judas und Petrus	108
Joh 14,1-14: Ich bin der Weg ... oder: Zwischen Angst und Vertrauen	120
Joh 14,15-31: Von Liebe und Treue oder: Vom «Trost», der Jesus bleiben wird	134
Joh 15,1-17: Ich bin der Weinstock, ihr seid die Rebzweige oder: Bleibt in mir wie ich in euch	150
Joh 15,18-26; 16,1-4: Der Welten Haß und Jesu Beistand	166
Joh 16,5-15: Zwischen Welt und Gott, Schmerz und Glück, Angst und Frieden oder: Die einzig ernstzunehmende Alternative	180
Joh 16,13: Vom Geist der Unverborgenheit Gottes	183
Joh 16,16-33: In der Welt habt ihr Angst, doch: besiegt habe ich die Welt	186
Joh 17,1-11: Das Abschiedsgebet des Herrn – 1. Teil: daß sie dich erkennen und den du gesandt hast (Joh 17,3) .	198
Joh 17,1-11: Das Abschiedsgebet des Herrn – 2. Teil: Bewahre sie in deiner Wesensart (Joh 17,11)	203
Joh 17,1-11: Das Abschiedsgebet des Herrn – 3. Teil: daß er ihnen gebe unendliches Leben (Joh 17,2)	206
Joh 17,12-19: auf daß die Liebe in ihnen sei – 1. Teil: In der Welt, doch nicht von der Welt	210

Joh 17,12-19: auf daß die Liebe in ihnen sei –	
2. Teil: ... daß du sie bewahrst vor dem Bösen (Joh 17,15)	215
Joh 17,12-19: auf daß die Liebe in ihnen sei –	
3. Teil: Heilige sie in deiner Unverborgenheit (Joh 17,17)	218
Joh 17,20-26: ... auf daß sie alle eins sind (Joh 17,21)	222
Joh 18,1-27: Verhaftung und Verhör Jesu oder:	
Zwischen «Ich bin» und «Ich bin nicht»	235
Joh 18,28-40 (19,4-16): Pilatus oder:	
Zwischen Macht und Wahrheit	254
Joh 19,1-42: Da – der Mensch	264
Joh 20,1.11-18: Die Botschaft von der Auferstehung oder:	
Maria aus Magdala sieht den Herrn	284
Joh 20,2-10: Der Wettlauf zum Grab	302
Joh 20,19-23: Die Gabe der Vergebung	317
Joh 20,24-31: Thomas oder:	
Der lange Weg vom Trauern zum Vertrauen	334
Joh 21,1-14: Die Erscheinung am See oder:	
Zwischen Diesseits und Jenseits	350
Joh 21,15-25 Bist du mir Freund?	367
Anhang	
Anmerkungen	383
Zur Übersetzung des Johannes-Evangeliums	409
Bildbeschreibungen und Bildnachweise	431
Register der Bibelstellen	436
Farbtafeln	441

Vorwort

Der zweite Teil dieses Predigtcommentars zum *Johannes*-Evangelium beginnt mit der Geschichte von der Auferweckung des Lazarus: Weil Jesus einen Menschen, der «tot» ist, aus seiner «Grabexistenz» ins «Leben» zurückholt, wird man den Tod über ihn verhängen (Joh 11,47-53), und auch den Lazarus selbst ist man willens zu töten, könnten doch «viele» zum Vertrauen finden nach der Art seines wiedergefundenen Daseins (Joh 12,10-11). «Man» – das sind in diesem Falle die «Hohen Priester», die «Pharisäer», der «Hohe Rat»; doch die Darstellungsweise des Vierten Evangeliums geht nicht ins «Historische», sondern ins Wesentliche: Jede Art von Herrschaftswissen, ausgeübt im Wahne, Gott damit zu dienen, spricht das Todesurteil über lebende Menschen; es gelangt niemals dahin, inmitten dieser «Welt» Gott als «Vater» zu «erkennen» (Joh 8,19; 14,7). Wie die ganze zweite Hälfte des *Johannes*-Evangeliums ist unser Leben in der Begegnung mit dem Mann aus Nazaret eine «Auferstehung» in eine Existenzform, die sich «bestraft» mit dem Tode, und eine Art von «Sterben», die den «Tod» überwindet...

Zugespitzter kann das Paradox nicht sein: Wer, in der Kraft Gottes, zu leben beginnt, wird von dem bestehenden System in Religion und Politik als tödliche Gefahr empfunden und selber getötet, doch gerade damit tritt er ein in die zentrale Erfahrung Jesu: daß den «Haß» der «Welt» (Joh 7,7; 15,18) unvermeidbar ein jeder auf sich zieht, der die «Wahrheit» (die «Unverborgenheit» Gottes) leben will (Joh 8,45), und umgekehrt: daß es gilt, die Macht des «Todes» durch ein unbedingtes Vertrauen in die «väterliche» Macht Gottes zu durchbrechen. Man muß an «Auferstehung» glauben, um sein Leben zu riskieren im Kampf gegen eine «Welt», die vom «Vater Teufel» ist (Joh 8,44). Erst in diesem Gegenentwurf des Mannes aus Nazaret läßt sich die «Gerechtigkeit» (das «richtige Leben» vor Gott und von Gott her) ergreifen und die ganz normale «Wirklichkeit» als ein endloses Lügengebilde aus Angst, Gewalt und Zwang durchschauen – da ergeht das «Gericht» über den «Herrscher dieser Welt» (Joh 12,31; 16,11)...

Man kann derartige in mythischer Sprache formulierte Entgegensetzungen des *Johannes*-Evangeliums gar nicht radikal genug verstehen. Die geschilderten Konflikte lassen keine Abschwächung im Mittelmaß zu; sie verlangen ein entschiedenes und entscheidendes Entweder-Oder. Allerdings – nichts wäre falscher und verhängnisvoller, als die johanneischen Antithesen von Licht und Finsternis, Leben und Tod, Wahrheit und Lüge,

Vertrauen und Verzweiflung («Sünde») ins Moralische zu setzen und von (lehramtlich zu verordnenden und mit himmlischen «Strafen» zu erzwingenden) «Willensentscheidungen» der Menschen abhängig zu machen. Der eigentliche johanneische Gegensatz ist nicht Gut und Böse in ethischem Verstande, er besteht nicht im Sinne der kirchendogmatischen Unterscheidung von «christlichem» «Glauben» und (heidnischem) «Unglauben»; – all diese Widerspruchspaare bilden vielmehr selbst noch die Strukturen der inneren Zerrissenheit dessen, was im *Johannes*-Evangelium «Welt» genannt wird. Einheit, Widerspruchsfreiheit («Frieden») indessen mit sich selbst, mit den Menschen, mit Gott kann nur entstehen in der «Wesensart» Gottes, in der «Gnade», die mit Jesus Christus «ward» (Joh 1,17). Sie allein ist der eigentliche Gegensatz zur «Welt» in ihrer durch und durch «mörderischen» Qualität (Joh 8,46).

Jede Auslegung des Vierten Evangeliums steht vor der Schwierigkeit, diese Unbedingtheit der johanneischen Alternative von Gott und «Welt» nicht einfach als dogmatische Setzung zu repetieren, sondern von der menschlichen Erfahrung her zu interpretieren. Nicht zufällig betont der johanneische Jesus, er müsse die «Werke» des «Vaters» tun (Joh 5,17; 9,4), und wenn man seinen Worten schon nicht «vertraue» («glaube»), so doch wenigstens seinen «Werken» (Joh 5,36; 10,25.38). Diese «Wirklichkeit», die in den Menschen an der Seite Jesu entsteht, ist das eigentliche «Zeugnis» dafür, daß der Mann aus Nazaret von Gott «gesandt» ist, daß er «Gottes Sohn» ist, daß er «im Vater» ist (Joh 10,36-38). Verständlich machen läßt sich die «neue Wirklichkeit» (PAUL TILLICH), die mit der Person Jesu in die «Welt» getreten ist, wohl nur, wenn man sowohl individualpsychologisch als auch sozialpsychologisch die Mechanismen freilegt, die im Felde der Angst das gesamte Dasein des Menschen und seine Weltauslegung verformen. *«In der Welt habt ihr Angst; aber faßt Mut: ich – besiegt habe ich die Welt»*, sagt der johanneische Jesus (Joh 16,32). Und: *«Frieden, meinen, gebe ich euch. Nicht wie die Welt gibt, gebe ich euch. Nicht erzittere euer Herz, nicht verzage es.»* (Joh 14,27)

Es ist die Existenzphilosophie SÖREN KIERKEGAARDS, es ist die Psychoanalyse SIGMUND FREUDS, die uns Heutigen zeigen können, wie in sich verkrümmt, wie gebunden und unfrei ein Leben im Getto der Angst verlaufen muß. Das paulinisch-johanneische Wort zur Beschreibung einer solchen Seinsverlorenheit, eines solch tödlichen Selbstwiderspruchs, ist das Wort «Sünde», doch ist uns, erneut durch eine moralisierende Verflachung des Begriffs, der Ernst des Gemeinten abhanden gekommen. «Sünde» gilt uns für die Übertretung eines der Zehn Gebote; doch dieses (Miß)Verständnis

läßt nicht einmal ahnen, geschweige begreifen, welche Zwangsgesetzlichkeit hier beschrieben wird. «Jeder, der die Sünde tut», heißt es in Joh 8,34, «ist ein Knecht der Sünde», – will sagen, er folgt einem «Gesetz», das ihn vollkommen und unentrinnbar beherrscht. Hören wir demgegenüber von den «Werken» des johanneischen Jesus und von seinem Auftrag an uns, deren noch «größere» zu verrichten (Joh 14,12), so legt sich erneut eine Aufforderung zur Anspannung aller Kräfte des sogenannten «guten Willens» nahe. Doch eben darum geht es nicht, eben darum kann es nicht gehen. Es geht im Gegenteil um ein alle Angst lösendes «Vertrauen» (Joh 14,11), es geht um die «Befreiung» zu einem «versöhnten» Leben (Joh 8,36), es geht um das Ende der «Knechtschaft» (Joh 15,15). *Paulus* und *LUTHER* sprechen an gerade dieser Stelle von «Rechtfertigung» und meinen damit das alles Entscheidende: Kein Mensch gelangt zu «wirklichem Leben», solange er die basale Angst, nicht berechtigt auf Erden zu sein, durch Kompensationen aller Art beschwichtigen muß. Er kann versuchen, noch so tüchtig, noch so fleißig, noch so brauchbar, noch so nützlich, noch so mächtig, noch so reich, noch so angesehen, noch so beliebt, noch so unentbehrlich, noch so «notwendig» zu werden, wie es nur irgend geht, – er wird der Falle der steten Todespraxis niemals entkommen: irgendwann wird der Verschleiß seiner besten Kräfte, wird der Streß permanenter Konkurrenz, wird die latente Feindseligkeit, wird die verinnerlichte Negiertheit seiner Existenz ihren Tribut fordern. Am Ende von allem wartet der Tod. Selbst und gerade das moralische Bemühen unterliegt dieser Ambivalenz, dieser dialektischen Gegenfinalität aller noch so gutgemeinten Anstrengungen. *Paulus* hat das gesehen, wenn er davon spricht, «das Gesetz», jedes Gesetz, alle Gesetzlichkeit, sei «der Tod» (Röm 8,13), ja, es bedürfe einer «Erlösung» von einem Leben, das sich auf eine möglichst exakte Erfüllung der «Gebote» zu gründen suche; denn was es produziere, sei das genaue Gegenteil des ursprünglich Beabsichtigten (Röm 7,19).

Jeder, der auch nur ein wenig von den Tragödien kennt, welche die Neurosenlehre der Psychoanalyse beschreibt, kann dem nur zustimmen. «Den wahrhaft guten Werken muß ... die Rechtfertigung vorausgehen», schrieb *FRIEDRICH WILHELM JOSEPH SCHELLING* in seiner *Philosophie der Offenbarung* (hg. aus dem handschriftlichen Nachlaß, 1858; Darmstadt 1983, 2 Bde., II 218), und fügte zur Erklärung hinzu: «es gibt höchstens Angst vor dem Bösen, aber es gibt keinen Muth zum Guten ohne vorausgegangene Rechtfertigung. Nur erst wenn der ganze gegenwärtige Zustand gerechtfertigt ist, kann es einzelne gute Werke geben.» Es ist diese psychologisch erstaunlich scharfsinnige Feststellung aus der Mitte des 19. Jhs., die

wir im Umgang mit uns selbst und mit den Menschen an unserer Seite nacharbeiten und durcharbeiten müssen, um die «größeren Werke» des *Johannes*-Evangeliums zu ermöglichen. Wohlgemerkt noch einmal: Es geht nicht um «Werke» im Sinne bestimmter «ordentlicher» oder «verordneter» «Leistungen», es geht im Gegenteil um die alles verändernde Erfahrung einer Wirklichkeit, die uns wirklich «leben» läßt *ohne* Vorleistungen. Das eben ist es, was der johanneische Jesus in der «Welt» beziehungsweise im Gespräch mit den «Juden» vermißt: daß sie «die Liebe Gottes» nicht in sich haben (Joh 5,42). Gerade dies aber ist die ganze «Sendung» des Mannes aus Nazaret: daß er kam «in der Wesensart» des «Vaters», um ein «Vertrauen» zu begründen, das den Menschen auf Gott hin durchsichtig macht, fähig, ihm «*die Verherrlichung von dem einen Gott her*» (Joh 5,44) zu ermöglichen. Es ist der alles verwandelnde Satz des ganzen *Johannes*-Evangeliums, den wir an entsprechender Stelle denn auch bereits gebührend hervorgehoben haben, wenn es in Joh 1,17 hieß: «*das Gesetz ward durch Mose gegeben; die Gnade, die Unverborgenheit Gottes ward durch Jesus Christus.*» Erst ein Vertrauen in die unverbrüchliche Zusage Gottes, leben zu *dürfen*, macht es möglich, die «Angst» der «Welt» mit all ihren neurotisierenden Verzerrungen zu durchschreiten.

Kein Thema kann in der Auslegung des *Johannes*-Evangeliums daher wichtiger sein, als diesen «Zuspruch» Jesu von innen her verständlich zu machen und mit den Notlagen des menschlichen Daseins erfahrbar zu verknüpfen. Jeder, der das *Johannes*-Evangelium liest, sollte im Vertrauen auf den Mann aus Nazaret seinen «Geist» des Zuspruchs in sich aufnehmen als das kostbarste Vermächtnis, das seine Person, sein «Wort» und sein Wirken uns hinterlassen hat (Joh 7,39; 14,16.17; 16,7).

Ausdrücklich heißt es dabei, daß die «Welt» gerade diesen «Geist der Unverborgenheit Gottes» «nicht empfangen» könne (Joh 14,17): «*sie sieht ihn nicht, sie erkennt ihn nicht.*» Auch darauf wird sozialpsychologisch, politisch, ökologisch, ökonomisch, auf allen Ebenen der Wirklichkeit, bei der Auslegung des *Johannes*-Evangeliums äußerster Wert zu legen sein: daß deutlich werde, wie konträr die Grundlage des Daseins, die sich mit der Person Jesu verbindet, sich zu der ganz «normalen», alltäglichen Selbstverständlichkeit der menschlichen Geschichte in Staat, Kirche und Gesellschaft verhält. Dem *Johannes*-Evangelium ist es nicht darum zu tun, dies und das in der Weltgeschichte und an der Weltwirklichkeit zu «reformieren», es ist die gesamte Basis, es ist das gesamte Verständnis unserer selbst, das sich ändern muß, wenn wir unsere Menschlichkeit (zurück-)gewinnen wollen. Kein Wunder, daß wir deshalb immer wieder die «Umwertung

aller Werte», mit welcher FRIEDRICH NIETZSCHE das Christentum vom Kopf auf die Füße stellen wollte, zum Vergleich heranziehen können, um zu begreifen, welche eine «Umkehrung» aller Verhältnisse und allen Verhaltens das *Johannes*-Evangelium vorschlägt.

Nehmen wir nur jenen «Frieden», den die «Welt» nicht «geben» kann, den aber der scheidende Christus seinen Jüngern vermittelt (Joh 14,27): Der «Friede» der Welt ist nichts anderes als ein ausbalanciertes Wechselspiel von Terror und Gegenterror, von wechselseitiger «Abschreckung», von der offen geäußerten und perfekt trainierten Bereitschaft zum Töten von Menschen in beliebigen Massen – ein paranoides Schlachthaus gegen die Symptome einer Angst, deren Gründe gerade so ins derart Gigantische gesteigert werden, daß bestenfalls der Waffenstillstand eines immer kostspieligeren und verlustreicheren Angst«friedens» daraus erwächst, der sich indessen als «praktische Vernunft», ja, als «politische Verantwortung» für pflichtgemäß und verbindlich, für (im schlimmsten Sinne) «notwendig» gibt. Die Spirale der Angst, die Mechanik der Verelendung der Welt, die Zunahme globaler Ungerechtigkeit, die Blutmühle einer ständig sich steigenden Gewalt dreht sich dabei immer tiefer in das Fleisch der Menschen und aller Kreaturen; selbst die «Kirche», kaum daß sie «Staat» werden wollte, erzeugte und verlangte Grausamkeiten aller Art. Dabei wäre es gerade die Aufgabe derer, die sich zu dem Mann aus Nazaret bekennen, eine Gegenwelt zu dieser «Welt» der «normalen» «Realität» im Sinne des *Johannes*-Evangeliums zu entwerfen.

Aufgegriffen wird damit ein Motiv altisraelitischer Frömmigkeit, sollte das Volk der Erwählung doch selbst, geläutert durch das Verhältnis zu «seinem» Gott, ein «Licht» inmitten der Dunkelheit der «Völker» sein (Jes 2,1-5; 9,1). Man wird den Jesus des *Johannes*-Evangeliums nicht verstehen, solange man in seinen Bildreden und Zeichen nicht auch und gerade das Gespräch mit den Völkern, den Einfluß der «Heiden», des Hellenismus in den Tagen seiner Entstehung, vernimmt. «Einige Theologen», schrieb schon SCHELLING (a.a.O., II 189), «die von allen Gedanken an Heidnisches weit entfernt sind, sehen in manchen Wundern nicht Wichtigkeit genug, um sie gerechtfertigt zu finden», – so etwa das Weinwunder in Kana (Joh 2,1-12). «Man denkt nicht daran, daß an Christo das Heidentum so viel Theil hat als das Judentum, daß er aus dem Judentum und jüdischen Vorstellungen allein nicht erklärbar ist. Das Judentum gibt nur die Materie seiner Erscheinung, Er selbst aber ist die dem Judentum fremde Potenz des Heidenthums.» In der Tat werden wir bei der Auslegung des *Johannes*-Evangeliums, weit mehr als bei den Synoptikern, auf gewisse Parallelen zu

Überlieferungen und Vorstellungen insbesondere der Religion des Dionysos stoßen, doch auch des Asklepios und vor allem des Osiris. Die Sehnsucht der Alten Ägypter nach einer *anderen* Welt, nicht speziell das «Alte Testament», hat der Menschheit jene Bilder von einem «ewigen Leben», von einer «Auferstehung» und von einem «Gericht» geschenkt, die das *Johannes-Evangelium* aufgreift und auf seine Weise «christologisch» beziehungsweise christozentrisch deutet. Und das mit Recht. Denn auch die «Bilder», deren es sich bedient, blieben ein Teil der «Welt», würden sie nicht, gefiltert durch die Person des Mannes aus Nazaret, der Person eines jeden einzelnen Menschen zuinnerst zurückgegeben; rituell-äußerlich, aufgeführt als Veranstaltungen von Priesterbeamten und Kirchen«führern», stünden auch und gerade sie unweigerlich in der Gefahr magisch-doktrinärer Außenlenkung.

In diesem Sinne hat man *Johannes* den «Apostel der Zukunft, der letzten Zeit», genannt, «wo das Christentum Gegenstand allgemeiner Erkenntnis geworden, wo es nicht mehr das enge, verschrobene, verkümmerte, verdürrte der bisherigen dogmatischen Schulen, noch weniger das in armselige, das Licht scheuende Formeln nothdürftig eingeschlossene, eben so wenig das zu einem Privatchristentum zugeschnitzte seyn wird, sondern erst wahrhaft öffentliche Religion – nicht als Staatsreligion, nicht als Hochkirche, sondern als Religion des Menschengeschlechts... Nach der Reformation können wir es nur so oder gar nicht mehr als unser achten.» (F. W. J. SCHELLING: A.a.O., II 328) Wenn wir statt vom «Menschengeschlecht» im Sinne des Deutschen Idealismus sprechen von der *Religion jedes Einzelnen* nach Art SÖREN KIERKEGAARDS, so können wir diesem Buch in der Tat SCHELLINGS Vision als Wunsch voranstellen und damit zugleich das «gnostische» Erbe des *Johannes-Evangeliums*, zentriert auf die Person Jesu, aufgreifen:

Möge die Deutung des Vierten Evangeliums beitragen zu einem tieferen Vertrauen in die abgründige Güte des Grunds unseres Daseins, ganz wie der Mann aus Nazaret es uns vermitteln wollte; möge sie Mut verleihen, allen Hindernissen zum Trotz an der Seite und nach dem Beispiel dieses Wendepunkts der menschlichen Geschichte in ihrer unmenschlichen Wirklichkeit das eigene Leben zu ergreifen; und möge sie ein Gefühl der Freude verbreiten, sein zu dürfen ohne Angst, ohne den Zwang zur Rechtfertigung, bejaht und geborgen in den Händen seines und unseres «Vaters» (Joh 20,17), überliebend das Leid, überreifend den Schmerz, verstehend sogar und vergebend die eigene Schuld wie die aller anderen (Joh 20,19-23), auf daß wir «*als Vertrauende Leben*» gewinnen «*in der Wirklichkeit seines Wesens*». (Joh 20,31)

Joh 11,1-54: Die Auferweckung des Lazarus – 1. Teil

¹Da war jemand krank, Lazarus von Betanien, aus dem Dorf Mariens und ihrer Schwester Marta (Lk 10,38 f.). ²Maria aber war es, die den Herrn mit Salböl gesalbt und seine Füße mit ihren Haaren getrocknet hatte (12,3; Mk 14,3-9; Lk 7,38). Deren Bruder Lazarus war krank. ³So sandten die Schwestern zu ihm, mit den Worten: Herr, da, dem du Freund bist, der ist krank. ⁴Als aber Jesus das hörte, hat er gesagt: Diese Krankheit ist nicht zum Tode, sondern zur Verherrlichung Gottes (9,3), – damit der Sohn Gottes verherrlicht werde durch sie. ⁵Doch, es liebte Jesus Marta, ihre Schwester und Lazarus. ⁶Wie er also hörte, er sei krank, da blieb er sogar am Ort, wo er war, noch zwei Tage. ⁷Dann erst, danach, sagt er den Jüngern: Laßt uns nach Judäa ziehen, noch einmal. ⁸Sagen ihm die Jünger: Rabbi, eben noch zu steinigen suchten dich die Juden (die Gottesbesitzer), und noch einmal ziehst du dorthin (10,31)? ⁹Geantwortet hat Jesus: Sind nicht zwölf Stunden ein Tag? Wenn jemand am Tag umhergeht, stößt er nicht an, denn er sieht das Licht dieser Welt (9,4.5). ¹⁰Wenn aber jemand in der Nacht umhergeht, stößt er an, denn das Licht ist nicht bei ihm (12,35). ¹¹Das hat er gesagt. Und danach sagt er ihnen: Lazarus, unser Freund, hat sich zur Ruhe gelegt, doch gehe ich hin, um ihn vom Schlaf zu erwecken (Mt 9,24). ¹²Haben da die Jünger zu ihm gesagt: Herr, wenn er sich zur Ruhe gelegt hat, wird er gerettet werden. ¹³Gesprochen aber hatte Jesus von seinem Tod; sie aber dachten, er rede von der Ruhe des Schlafs. ¹⁴Daraufhin nun hat ihnen Jesus ganz offen gesagt: Lazarus ist verstorben, ¹⁵doch freue ich mich euretwegen, damit ihr Vertrauende werdet; (das ist's,) warum ich nicht dort sein wollte. Doch nun gehen wir zu ihm. ¹⁶Gesagt hat da Thomas, der «Zwilling» genannt wird (20,24-28), zu den Mitjüngern: Laßt auch uns gehen, um zu sterben mit ihm.

¹⁷Als Jesus nun kam, fand er ihn schon seit vier Tagen im Grab liegen. ¹⁸Es war aber Betanien nahe bei Jerusalem, etwa 15 Stadien (3 km). ¹⁹Viele aber von den Juden waren gekommen zu Marta und Maria, um ihnen Mut zuzusprechen wegen des Bruders. ²⁰Marta nun, wie sie hörte, Jesus komme, ging ihm entgegen; Maria aber blieb zu Hause sitzen. ²¹Gesagt hat da Marta zu Jesus: Herr, wenn du hier gewesen, – nicht wäre mein Bruder gestorben. ²²Doch auch jetzt! Ich weiß, was immer du Gott bittest, wird dir Gott geben. ²³Sagt ihr Jesus: Auferstehen wird dein Bruder. ²⁴Sagt ihm Marta: Ich weiß, daß er auferstehen wird bei der Auferstehung am Letzten Tage (5,28.29; 6,40; Mt

22,23-33). ²⁵Gesagt hat ihr Jesus: Ich bin die Auferstehung und das (unvergängliche) Leben. Wer auf mich vertraut, selbst wenn er stirbt, wird er leben. ²⁶Und jeder, der lebt und auf mich vertraut, nein, der stirbt nicht – in Ewigkeit (8,51). Vertraust du darauf? ²⁷Sagt sie ihm: Ja, Herr; ich bin zu dem Vertrauen gelangt, daß du Christus (der Messias), der Sohn Gottes, bist, der in die Welt kommen soll (Mt 16,16).

²⁸Und als sie das gesagt hatte, ging sie fort und rief Maria, ihre Schwester; leise sagte sie: Der Lehrer ist da; er ruft dich. ²⁹Sie aber, als sie das hörte, stand sie rasch auf und kam zu ihm.

³⁰Noch aber war Jesus nicht ins Dorf gekommen, sondern er war noch am Ort, wo ihm Marta begegnet war. ³¹Die Juden nun, die bei ihr im Hause waren und ihr Mut zusprachen, wie sie Maria sahen, daß sie rasch aufstand und hinausging, sind ihr gefolgt; sie dachten, sie gehe zum Grab, um dort zu weinen.

³²Maria nun, wie sie dahin kam, wo Jesus war, und ihn sah, fiel ihm zu Füßen und sagte zu ihm: Herr, wenn du hier gewesen wärest, – nicht gestorben wär' der Bruder. ³³Jesus nun, wie er sie weinen sah und weinen auch die mit ihr gekommenen Juden, ward geistig aufgewühlt und erschüttert (13,21) ³⁴und sagte: Wo habt ihr ihn hingelegt? Sagen sie ihm: Herr, komm, sieh selbst! ³⁵Da brach Jesus in Tränen aus. ³⁶Sagten deswegen die Juden: Da, wie er ihm Freund war! ³⁷Einige aber von ihnen haben gesagt: Konnte nicht er, der die Augen des Blinden geöffnet (9,1 ff.), bewirken, daß sogar dieser nicht sterben mußte?

³⁸Jesus nun, erneut zuinnerst aufgewühlt, kommt an das Grab. Es war eine Höhle, und ein Stein lag darauf (Mt 27,60). ³⁹Sagt Jesus: Hebt den Stein weg! Sagt ihm die Schwester des Verstorbenen, Marta: Herr, er riecht schon; viertägig doch ist er. ⁴⁰Sagt ihr Jesus: Habe ich dir nicht gesagt: Wenn du vertraust, wirst du sehen – die Herrlichkeit Gottes? ⁴¹Hoben sie also den Stein weg. Jesus aber hob die Augen nach oben und hat gesagt: Vater, ich danke dir, daß du mich erhört hast.

⁴²Ich wußte freilich, daß allezeit du mich erhörst, aber der Menge, der umstehenden, wegen habe ich so gesprochen, damit sie zum Vertrauen gelangen, daß du mich gesandt hast (12,30).

⁴³Und als er das gesprochen, rief er mit mächtiger Stimme: Lazarus, komm heraus. ⁴⁴Heraus kam der Verstorbene, gebunden an Füßen und Händen mit Streifen, und sein Gesicht mit einem Schweiß Tuch umwunden. Sagt ihnen Jesus: Macht ihn los; laßt ihn fortgehen.

⁴⁵Viele da von den Juden, die zu Maria gekommen und geschaut hatten, was er getan, gelangten zum Vertrauen auf ihn.

⁴⁶Einige aber von ihnen gingen fort zu den Pharisäern und sagten ihnen, was Jesus getan hatte. ⁴⁷Da versammelten die Hohen Priester und die Pharisäer das Synhedrium (Mt 26,3-5); sie

überlegten: Was tun wir? Denn dieser Mensch – viele Zeichenhandlungen vollbringt er! ⁴⁸Wenn wir ihn lassen, so werden viele auf ihn vertrauen, so daß die Römer kommen und unser Land und Volk enteignen. ⁴⁹Einer aber von ihnen, Kajaphas, der Hoher Priester jenes Jahres war, sprach zu ihnen: Ihr – nichts wißt ihr, nichts. ⁵⁰Ihr bedenkt nicht einmal, daß es nur zuträglich für euch ist, daß *ein* Mensch stirbt für die Leute und nicht das ganze Volk zugrunde geht (18,14). ⁵¹Das aber sagte er nicht von sich aus, sondern als Hoher Priester jenes Jahres wahr sagte er, Jesus werde sterben für das Volk, ⁵²und zwar nicht für das Volk allein, sondern auch, um die Kinder Gottes, die versprengten (7,35; Mt 9,36), zusammenzuführen zu eins (10,16; 1 Joh 2,2). ⁵³Von jenem Tag an also waren sie willens, ihn zu töten.

⁵⁴Jesus deshalb ging nicht mehr offen unter den Juden umher (7,4), sondern er ging weg von dort in ein Gebiet nahe der Wüste, nach Ephraim (2 Sam 13,23), so heißt die Stadt, und dort blieb er mit seinen Jüngern.

Das 11. Kapitel des *Johannes*-Evangeliums versucht auf seine Weise, das Sterben und das Auferstehen Jesu, Karfreitag und Ostern, so zu interpretieren, daß beides mitten in unserem Leben geschieht und daß diese Ereignisse und Erlebnisse in unserem Dasein zu einem Weg werden, um zu begreifen, was sich auf Golgota zugetragen hat.

Vielleicht hat unter den gläubigen Dichtern des Abendlandes einzig der Russe FJODOR M. DOSTOJEWSKI das *Johannes*-Evangelium traumnah und kongenial genug verstanden, um davon wie selbstverständlich zu gerade dieser Stelle geleitet zu werden. Für gewöhnlich erschöpft sich die Verkündigung Gottes und des Glaubens an Gott mehr oder minder darin, bestimmte Zustände der Welt feierlich ins Unendliche zu setzen. Von alters her existieren Bemühungen, Gott aus der Ordnung, aus der Zielgerichtetheit und aus der Schönheit der Welt zu beweisen. Alles ringsum, so betrachtet, spricht ungebrochen, vertrauenswürdig und solide von Gott als dem Schöpfer. Wer indessen das *Johannes*-Evangelium von der ersten Zeile an ernst nehmen will, wird spüren, daß die Menschen, zu denen der Vierte Evangelist redet, all das *nicht* glauben können; sie vertragen das, was wir «Schöpfung» nennen, überhaupt nur, wenn sie, wie erwachend aus einem Alptraum, sich sehen dürfen mit und unter den Augen des Mannes aus Nazaret. Er einzig gilt dem *Johannes*-Evangelium für das Licht, für das Leben, für das Brot, für den Wein...

PAUL TILLICH hat einmal nebeneinander gestellt die katholische Art, fromm zu sein, und die protestantische Art, sich zu Gott zu bekennen.

Katholisch, meinte er, sei es, fest verwurzelt sich zu fühlen in der Erde; aus ihr sauge man alles, die ganze Geschichte, das Heidentum, die Natürlichkeit, die Kreatürlichkeit, die Kraft des Menschlichen. Protestantisch indessen sei es, zu wissen, daß alles das trügerisch sei; um den Menschen zu verstehen, müsse man durchleben, was Angst und Verzweiflung sei; nur *auf der Grenze* empfinde man die Beunruhigung, die einen Menschen zum Protestanten forme¹.

Die ganze Religion gleicht, so betrachtet, einem Experiment, das man vor langer Zeit schon gemacht hat, um zu erforschen, wovon Bäume wirklich leben. Die Volksmeinung gab sich sicher, Bäume lebten von der Erde – wozu sonst auch benötigten sie Wurzeln? –, und zudem benötigten sie Luft, so wie die Menschen auch. Es bedurfte eines tieferen Nachdenkens, um herauszufinden, daß es sich keineswegs so verhält. Die Erde ist für die Bäume nur sekundär von Bedeutung; was sie unbedingt brauchen, ist Wasser und Kohlenstoffdioxid, gerade nicht den Sauerstoff, den wir Menschen einatmen müssen. Eigentlich ernähren sich die Bäume, indem sie Kohlenstoffdioxid aufnehmen, gerade von dem, was für unsere Lungen wie Gift wirkt; aber Gott sei Dank tun sie das; denn unter der Energiezufuhr des Sonnenlichts vermögen sie, allein aus Wasser und Kohlenstoffdioxid, Zucker (Kohlenhydrate) zu synthetisieren, wobei sie quasi als Abfallprodukt Sauerstoff abgeben.

Das *Johannes*-Evangelium ist ein solches «Experiment» auf die Lebensgrundlagen, indem es alles wegtut, was uns täuschen könnte, und nur noch übrigläßt, was für das menschliche Leben wirklich Geltung besitzt. Schon daß ein solcher Versuch ersonnen werden kann, ist unerhört; wir aber müssen begreifen, warum er nötig ist.

Die übliche Form der Religion besteht darin, von allem, was geschieht, zu sagen, es sei von Gott: Gott habe es gewollt, Gott habe es gesegnet, es stehe unter seinem Schutz. – Die Menschen führen Krieg, aber Gott will es so. Die Menschen, jeder in seinem Volk, beten zu Gott um den Sieg, aber Gott wird sie alle behüten und beschützen. – Es gibt die Tradition; sie erstickt die Menschen förmlich, aber auch sie ist von Gott; und die Religion bestätigt sich in ihr, indem sie sich selbst auf diese Weise in der Zeit dauerhaft verankert. – Die Menschen streben nach Macht und nach Geld, aber gerade auch das Geld hat Gott gesegnet, und auf die Throne hat er just die gesetzt, die er durch sein Gnadentum erwählt hat. Was also sollte da so verachtenswert sein an Geld und an Macht? Geld ist eine gute Gabe Gottes, und wer Geld besitzt, scheint von Gott bevorzugt. Und ebenso, wer das Zeug hat, Macht zu erhalten und Macht zu behalten. – Die Menschen

möchten sich zusammenhüdeln in großen Haufen, also wird auch der Massenaufmarsch selber von Gott gewollt sein und für ein religiöses Bekenntnis gelten müssen: – je mehr Proselyten und Gefolgsleute, je effektiver die Massenhysterie und die Propaganda, desto göttlicher beglaubigt sich vermeintlich die «Verkündigung». – Die Menschen möchten «objektive» Beweise und Fakten, um sich Gottes zu versichern; Aberglauben und Magie sind ihnen das Übliche, doch auch und gerade das wird von Gott gebilligt...

Immer wieder erleichtert sich die institutionalisierte Religion die Aufgabe: sie beruhigt die Menschen mit vorgetäuschten Sicherheiten, sie vergegenständlicht das Göttliche, und am Ende fördert sie nicht das Leben, sondern sie bewirkt die Zerstörung der Seele. Sie läßt die Menschen nicht zu sich selber kommen, indem sie ihre Angst, eine individuelle Person auszubilden, an die Scheinberuhigungen von Institution und Amt bindet, und diese vermeintliche Erleichterung des Lebens wird, je erfolgreicher, desto umfassender, zu einer erstickenden Belastung von Entfremdung und Außenlenkung. Dieser Zustand steht *Johannes* vor Augen; eben deshalb redet er von Gott so vollkommen anders, so unerhört schmerzhaft vermeintlich, und so unglaublich befreiend, wenn man es richtig versteht. Alle diejenigen jedenfalls, deren Leben wie durch ein Erdbeben erschüttert ward, werden das *Johannes*-Evangelium brauchen wie ein Medikament.

Von der Art ohne Zweifel war DOSTOJEWSKI. In seinen Werken erschuf er, literaturgeschichtlich gesehen, einen ganz neuen Typ des Menschseins, ohne Vorgänger vor ihm und ohne Nachahmer nach ihm. Die DOSTOJEWSKISCHEN Menschen lehnen sich nicht an die Wände der Welt, um sich zu stützen, – ihnen sind sie wie zerbrochen, wie luftig geworden. Sie beruhigen sich nicht in der Natur draußen, sie brüten förmlich in dumpfen Höhlen vor sich hin, ständig im Grübeln mit sich selbst und im Gespräch mit den wenigen Menschen an ihrer Seite; mit diesen aber fühlen sie sich oft wie telepathisch verflochten. Erschöpfung des Körpers scheint ihnen fremd; sie reden, als bestünden sie nur aus Geist, als müßten sie den Stoff erst erschaffen, um in ihm ihren Leib gestalten zu können².

Eine einzige Frage hat den Dichter DOSTOJEWSKI als glaubensuchenden und gläubig suchenden Menschen bewegt, – die Frage: Gibt es eine Auferstehung von den Toten? Für DOSTOJEWSKI bildete sie den Prüfstein, ob es Gott überhaupt gibt. Immer wieder in seinen Romanen, in seinen Essays entwickelt er zum Teil skurrile Gestalten, die zeigen, wie ein ganzes Leben sich voller Leid und Leidenschaft um diese Frage rankt. Er beantwortet sie aber nicht positiv, er geht nicht aus von der Majestät des Daseins, von

einem dankbaren Glück, leben zu dürfen, das sich wie von selbst fortspinnt ins Jenseits, sondern vollkommen umgekehrt. DOSTOJEWSKI fragt: Was wird aus den Menschen, wenn sie *keine* Perspektive über den Tod hinaus haben, wenn das gesamte Leben, wenn die irdische Existenz im ganzen nichts weiter ist als eine Totenkammer? Halten Menschen, die sich dessen inne werden, eine solche Einsicht überhaupt aus? Wie können sie sie vertragen, ohne daran irre zu werden, ohne darüber dem Wahnsinn zu verfallen?

Wir lesen beispielsweise den Roman *Der Idiot*, dessen Schlüsselgestalt Fürst Myschkin für DOSTOJEWSKI auf ideale Weise eine Christus-Existenz verkörpert. Ihm zur Seite lebt Ippolit, ein junger Mann, von dem die Ärzte sagen, er habe aufgrund seiner Lungentuberkulose höchstens noch drei, vier Wochen Zeit zu leben. Ippolit fragt immer wieder, welchen Sinn denn sein Leben haben soll. Jung wie er ist, intelligent wie er ist, hätte er einer ganzen Menschheit so unendlich viel zu geben, und er würde das hochherzig tun, selbstlos und voller Ideale, doch über ihm liegt die Natur wie eine Spinne und hat ihr Netz über ihn geworfen, und je mehr er darin zappelt, desto aussichtsloser wird er sich darin verfangen. Er müsste jeden Schritt langsam gehen, er müsste diätetisch leben, aber wofür, wenn es nur dazu beiträgt, noch einen Tag länger, noch einen Tag sinnloser nach Atemluft zu röcheln? Was soll das ganze Leben, wenn es nur dazu da ist, den Menschen klarzumachen, wie vergänglich sie sind und wie sinnlos ihr Dasein ist? Wenn alles ohnehin auf den Tod zuläuft, warum dann nicht gleich Schluß machen? Ippolit erschreckt die Zeitgenossen immer wieder mit dem Terzerol, das er bei sich führt; irgendwann wird er es an seine Schläfe halten und abdrücken. Die anderen sind genervt von seinen Darbietungen, von seinen existentiellen Schauern. Sie wollen es nicht hören, sie vertragen es nicht. Aber DOSTOJEWSKI möchte, daß man für Ippolit Verständnis gewinnt, um sich zu fragen, wofür und woraus ein Mensch zu leben vermag³.

Als der russische Dichter bis zu diesem Punkt seiner herausfordernden Gedanken gelangt war, ging er noch einen Schritt weiter; er gab, kaum verkäuflich, aber mit unermüdlichem Fleiß, eine eigene Schriftenreihe heraus: *Tagebuch eines Schriftstellers*; darin erdachte er die Gestalt eines jungen Studenten, der Bilanz zieht und genauso wie Ippolit sich in einer Welt nicht zurechtfindet, in welcher der Tod regiert. Man müsste, denkt er, denjenigen ins Gericht vorladen, der die Welt so eingerichtet hat, daß in ihr denkende Menschen in den Tod entlassen werden, Lebewesen, die nicht nur auf den Tod hinleben, sondern die jede Sekunde mit dem Tod leben müssen. Ganz hellwach sehen sie stets den Abgrund, der sich vor ihren Füßen öffnet und

sie über kurz oder lang verschlingen wird. Dieser junge Student in DOSTOJEWSKIS Gedankenexperiment will sein Leben wie eine Eintrittskarte zurückgeben, die man ihm ungefragt in die Hand gedrückt hat für ein Schauspiel, das er nicht länger mit ansehen will; er möchte gewissermaßen den Theaterintendanten selber sprechen, nur weiß er, daß dieses Gespräch niemals stattfinden wird. Die Natur wird weder reden noch hören, sie ist, wie sie ist, – einfach stumm, schlimmer: einfach gleichgültig. Sie ist nicht einmal grausam, man kann ihr das, was sie tut, nicht einmal vorwerfen⁴.

DOSTOJEWSKI hat diese Geschichte geschrieben mit dem Ergebnis, daß die Rezensenten seiner Zeit sich empörten. Was da geschildert werde, sei kein optimistischer junger Mann, der in die Zukunft blicke, wie es sich gehöre, er sei kein positiver Charakter, der den Staat begründe, der an Rußland und an die Welt glaube; mit Leuten, wie DOSTOJEWSKI sie er sinne, könne man rein gar nichts machen, weder Wirtschaft noch Politik noch auch Literatur. Überhaupt nur der Erfinder und Autor von den *Dämonen* könne sich Menschen ausdenken wie diesen Studenten. – DOSTOJEWSKI antwortete darauf mit der Frage, ob man denn nicht begreife, daß dieser Student Probleme ausspreche, die sich jedem stellen müßten, wenn er nachdenke? Ob man nicht verstanden habe, daß alles, was er sage, ein einziger Schrei nach einer Hoffnung sei, die freilich die Gutbürgerlichen gar nicht benötigten? Wenn es doch, schrieb DOSTOJEWSKI, der natürliche und gesunde Zustand des Menschen sei, an ein ewiges Leben zu glauben, wenn sich zeige, daß der Mensch ohne diesen Glauben bis in sein Innerstes deformiert werde, wenn sich förmlich beweisen lasse, daß er wahnsinnig werde als denkender Mensch in einer Welt, die sich offensichtlich über sein Suchen und Fragen geradewegs amüsiere, gehe daraus dann nicht unfehlbar hervor, daß wir Menschen den Gedanken der Unsterblichkeit brauchten, um überhaupt leben zu können, und daß dies eine ebenso elementare Sehnsucht sei wie das Verlangen des Körpers nach Wasser und Brot? Gehe nicht aus der Dunkelheit des Abgrunds geradewegs hervor, wie hell das Licht sei, das sich darin spiegele?⁵

In den *Brüdern Karamasow* konnte DOSTOJEWSKI an einer zentralen Stelle einmal eine verzweifelte Frau dem Starez Sosima zuführen. Vollkommen aufgelöst, klagt sie: «Was ist denn mit den neu-modernen Ideen, die da behaupten: «Alles ist nur Stoff und nur Materie, und eine Seele existiert gar nicht wirklich, im Tod wird man dich verscharren, und auf dem Grab werden die Kletten wachsen»? Ist denn das wahr?» Starez Sosima weiß es nicht besser, als dieser Frau zu versichern, daß es nicht wahr sei, aber daß man davon, so zu denken über den Menschen und über das Leben, nur

wegkomme, wenn es gelinge, mindestens *einen* Menschen an seiner Seite wirklich lieb zu haben. «Drum: mit den Taten der Liebe werden Sie den Glauben an ein ewiges Leben wiederfinden», verspricht ihr der Mönch⁶. – Dabei redet DOSTOJEWSKI bis dahin von dem Entwurf einer Hoffnung *jenseits* des Todes, und er ist sich doch vollkommen klar, daß alles, was er meint, in diesem Leben selber, mitten darin, sich bewahrheiten und prüfen lassen muß. «Können wir denn Güte und Moral», fragt er, «überhaupt aufrechterhalten ohne einen solchen Glauben? Werden wir nicht voller Gier uns festpressen in dieses Leben, um herauszuholen, was irgend geht? – Du, Brüderchen», läßt er einmal sagen, «wenn es kein ewiges Leben gibt, wirst du auf jedes Schweineschnitzel die Preise erhöhen, und ich frage mich, warum solltest du das auch nicht tun, Brüderchen. Es ist ja geradezu deine Pflicht, für dich zu sorgen, solange du kannst.»⁷ Wäre der Raubtierzustand für den Menschen nicht die einzige Auskunft, die uns noch bliebe, wenn der Tod das letzte Wort über uns behielte? Gälte dann nicht das Kämpfen um die Macht und den Erhalt des Lebens notwendigerweise für das Äußerste und Letzte? – Es gibt kaum einen Autor wie DOSTOJEWSKI, für den das religiöse Fragen sich so verdichtet, daß es zur Psychologie, zum Existenzentwurf wird, und umgekehrt, bei dem die Psychologie bis in einen solchen Abgrund hineingetrieben wird, daß sie den Himmel braucht, um menschlich zu bleiben.

Warum diese Extreme? müssen wir uns fragen, wenn wir die Geschichte von der *Auferweckung des Lazarus* miteinander lesen. Sie beginnt mit dem Äußersten, was Menschen zugemutet werden kann: mit dem Tod. Da ist in Betanien, nahe bei Jerusalem, ein Geschwisterpaar, *Maria* und *Marta*, und ihr Bruder *Lazarus*. Offensichtlich setzt das *Johannes*-Evangelium an dieser Stelle eine Legende als bekannt voraus, die uns im 7. Kapitel des *Lukas*-Evangeliums erzählt wird, die aber bei *Johannes* selber nicht mehr aufgegriffen wird. Es kam damals, berichtet uns *Lukas* (Lk 7,36-50), eine Frau zu Jesus, gerade als er im Kreise der Pharisäer zu Tisch lag. Diese Frau aber war eine stadtbekannt Hure. Das *Johannes*-Evangelium spricht von diesem Hintergrund gar nicht, und doch verdient er, in Erinnerung gerufen zu werden, denn es ist ein tiefsinniger, vorweggenommener Kommentar auf eine bestimmte Art, mitten im Leben zu sterben und mitten darinnen das Leben noch einmal neu zu lernen. –

In jener «Dirne» im *Lukas*-Evangelium sollten wir uns eine Frau denken, die ihr Leben wegwirft, indem sie es anderen zu Füßen legt; es ist ihre einzige Art zu überleben, daß sie sich an die Schande gewöhnt, daß sie jeden Stolz verliert und es hinzunehmen lernt, die Doppelmoral der «guten

Gesellschaft» am eigenen Leibe zu bedienen; Tag um Tag erfährt sie den Haß der moralisch Gesonnenen auf sich selbst, erlebt sie die Ohnmacht von Männern gegenüber ihren eigenen Trieben. Was ist gut, was ist böse in dieser Welt? Es gibt kaum ein zweites derart sprechendes Symbol für die Entehrung eines Menschen und für seine Ausgeliefertheit als diesen vollkommenen Außenseiter-Status einer Dirnenexistenz. Für diese Frau im *Lukas*-Evangelium gibt es keinen Rückweg mehr. Sie müßte nach den damals gültigen Regeln der Rabbinen ihr ganzes Leben ändern, und das vermag sie nicht. Ihre Vergangenheit klebt an ihr wie Pech, das sich nicht mehr abwaschen läßt; alle anderen haben sie längst auf ihre Rolle festgeschrieben; man braucht sie und man mißbraucht sie, und man will sie gar nicht anders mehr denn so. Selbst wer an ihr vorübergeht, bestätigt sich noch in gewissem Sinne seine eigene moralische Festigkeit, – er braucht sie, selbst wenn er sich nicht mit ihr einläßt, als Konterfei seines eigenen Stolzes und Rechtverhaltens. – Man muß sich ausmalen, was in der Seele einer Frau vor sich geht, die hört, daß Jesus in ihr Dorf kommt, und die sogleich beschließt, zu ihm zu gehen, – an den Pharisäern vorbei, egal, wer bei ihm ist, wenn sie nur zu ihm gelangen kann! Und sie wird Salböl nehmen, um sein Haupt zu salben wie das Haupt eines Königs. Denn er wird sie nicht verurteilen, er wird sie verstehen, er wird zu ihr stehen; – er ist der einzige, von dem sie so denken kann. So ihre Hoffnung. Doch kaum betritt sie den Raum und sieht den Kreis der Frommen um Jesus, da bricht es aus ihr heraus: alle Verzweiflung, alle Haltlosigkeit, alles Weinen. Sie wirft sich vor Jesus zu Boden und trocknet ihm die tränenbenetzten Füße mit ihren Haaren. Dieses Detail greift *Johannes* hier auf, und wir müßten denken, Maria in Betanien sei gerade diejenige, über welche Jesus die Worte gesprochen hätte: *Ihre vielen Sünden hat Gott ihr vergeben, denn sie hat viel geliebt.* (Lk 7,47) Die Erzählung bei *Lukas* liest sich als Vorbild, wie jemand aus einem Leben, das keines ist, aus Tod und Ausweglosigkeit, hinfindet zu dem Glauben an eine Liebe, die schenkt statt zu schänden, an eine Gemeinsamkeit, die erhebt statt niederzutreten, an ein Vertrauen, das trägt statt zu trügen.

Tatsächlich aber ist das Schwesternpaar Maria und Marta im *Johannes*-Evangelium in die Zeugenschaft einer ganz anderen Erzählung gestellt. Im *Lukas*-Evangelium (10,38-42) treten die beiden Schwestern in (irgend)einem Dorf auf, als Jesus bei ihnen zu Gast ist; doch während Marta den Herrn bewirbt, setzt sich Maria zu seinen Füßen, um ihm zuzuhören. Sie hat, meint Jesus, den *besten Teil erwählt* und gilt seither als Verkörperung der kontemplativen Lebensführung im Kontrast zu dem ak-

tiven Tun, das in Marta personifiziert ist. Die Polarität von Aktiv und Passiv, von Extraversion und Introversion durchzieht auch das *Johannes-Evangelium*, wie wir noch sehen werden; hier aber geht es um die Einstellung gegenüber dem Tod. Lazarus nämlich ist krank, und man versteht von Anfang an, daß diese Krankheit, die tödlich ist und in den Augen Jesu doch nicht zum Tode sein soll, eine Krankheit mehr der Seele denn des Körpers darstellt. Aber zwischen diesen beiden Ebenen, zwischen innen und außen, changiert dieser Text immer wieder, irreführend und klärend, verwirrend und leitend.

Was tun wir, wenn der liebste Mensch an unserer Seite heimgesucht werden kann durch die Vorboten des Todes, durch Krankheit und Zerbrechlichkeit, – durch Sterblichkeit in jeder Form? Es ist ein Problem, das sich den Menschen am Krankenbett tagaus, tagein stellt, und einem jeden, der einen anderen liebt, mehr oder minder desgleichen. All das, was wir tun, ist so überaus hingällig, und wir selber werden letztlich dagegen überhaupt nichts machen können. Ein Arzt kann sich bemühen, um das Leben einer Frau mit drei Kindern zu kämpfen, um das Leben eines Mannes, der für seine Angehörigen verantwortlich ist, – aber ob es diesem Arzt mit den Möglichkeiten, die heute bestehen, gelingen wird, ein Leben zu retten, wer weiß das? Am Ende warten wir alle, wie ein Schicksal, das wir nicht in der Hand haben, sich entscheidet. Aber um so wichtiger wird die Frage hier: was tut Gott? wo bleibt Gott? und es sind furchtbare Stunden, zwei furchtbare Tage, in denen der Himmel gewissermaßen wie verschlossen sich wölbt über diese beiden Menschen: über Maria und Marta.

Unbegreifbar in dieser Geschichte mutet es zunächst an, daß Jesus, anstatt unverzüglich an das Krankenlager seines eigenen Freundes zu eilen, wartet und wartet und gar nichts tut, wie um die Not bis zum äußersten zu treiben, um gerade im Negativen, im Abgrund, erscheinen zu lassen, was er nennt «*die Verherrlichung Gottes*», wie um zu erweisen, daß er, der Gesandte, der *Sohn Gottes*, das Leben selber ist. Da haben wir sie wieder – diese unerbittliche johanneische Klärung: alles wegzulassen, was wir sonst «Leben» nennen würden.

Wir kennen solche Phasen des Zögerns im Umgang miteinander oft genug. Womöglich finden wir unseren eigenen Freund, unsere eigene Freundin in einer schweren Krise; wir möchten helfen, natürlich, doch wir begreifen zugleich, daß überhaupt nichts auszurichten ist. Alles Äußere wäre jetzt nichts weiter als eine Ablenkung. Irgendeine Maßnahme zu erfinden und dem anderen zu sagen: «Du mußt jetzt aber dies tun oder das tun, und wenn du das nicht tust, dann kannst du nicht gesund werden», all

das erwiese sich als völlig sinnlos. Wenn jetzt etwas zu machen ist, dann muß es sich ganz von innen her ereignen.

Unsere Seele verhält sich in diesem Punkte nicht viel anders als unser Körper, beide wissen im Grunde, was ihnen guttut, und sie organisieren sich selbst. *Schlaf* ist eigentlich nichts anderes als der Versuch, es dem Körper und der Seele selbst zu überlassen, sich zu beschaffen, was ihnen nach Entkräftung, nach Schwäche, nach Krankheit effektiv hilft. *Herr, wenn er sich zur Ruhe gelegt hat*, sagen die Jünger zu Jesus, *wird er gerettet werden*. Es tut ihm selber gut. Aber der Schlaf ist zugleich in einem alten mythischen Bild der Bruder des Todes. Es ist erschütternd, sich rein kreatürlich klarzumachen, so seien wir alle in dieser Welt: in Abständen von spätestens sechzehn Stunden *müssen* wir schlafen, und alle werden wir es tun. Menschen können untereinander so verschieden sein. Oft haben sie so viel Angst voreinander, denn sie halten den einen für kriminell und gefährlich, den anderen für böartig und hinterhältig, einen dritten wieder für hilfreich und brauchbar – und all diese Kategorien trennen die Menschen so weit voneinander. Träfen wir indessen jemanden, den womöglich die Polizei schon steckbrieflich suchte, nur einmal schlafend an, wehrlos wie ein Kind, unschuldig wie ein Kind, so würden wir plötzlich jenseits all der moralischen und juristischen Wertungen einer Gemeinsamkeit des Fühlens und Empfindens zurückgegeben, die uns sagt, was es heißt, Kreatur zu sein, abhängig zu sein, hilfsbedürftig zu sein, erschöpft zu sein, – *Mensch* zu sein.

Seit Urzeiten hat man geglaubt, der Tod sei im Grunde nichts weiter als ein solches Einschlafen im Entschlafen, das sich von selbst fortsetze in einem gestärkten Sich-Erheben; aber genau das ist es, was der johanneische Jesus *nicht* sagen will. Es geht ihm nicht um einen einfachen Naturablauf, es geht ihm um eine bittere Korrektur des mythischen Trostes. Der Tod ist *kein* Schlaf. Der französische Existentialist ALBERT CAMUS im *Mythos von Sisyphos*, als er die Probe auf die Absurdität des menschlichen Daseins machte, konnte die Illusion vom Tod als Schlaf mit ein paar Zeilen hinwegfegen, – all die frommen Wünsche, die sich um das kalte Faktum ranken, daß ein Mensch stirbt; «der Tod ist so endgültig», meinte er, «daß nicht einmal die Ohrfeige auf dem Gesicht eines Verstorbenen noch irgendeine Spur hinterläßt. Darauf gilt es zu antworten – nicht ob die Welt sich zerlegt in zwölf oder in vierzehn Kategorien, sondern was man sagt gegenüber dem Tod, gegenüber der blutigen Mathematik über unseren Häuptern»⁸.

Jesus hingegen erklärt an dieser Stelle: *doch gehe ich hin, um ihn vom*

Schlaf zu erwecken. Es geht um die Widerlegung einer bestimmten Welt-sicht, die rein resignativ und um so verzweifelter dem Tod gegenübersteht, als sie am liebsten die Augen verschließen möchte und sich nur noch bleischwer und müde fühlt. Selbst wenn sie heroisch gegen die Zumutung des irdischen Daseins ankämpfen mag, – im Grunde verschleißt sie sich selbst. *Aufwecken* hingegen – das ist soviel, wie es schon in der Heilung des Blindgeborenen (Joh 9,1-17) anklang: es gilt, etwas zu sehen, das über diese «Welt» weit hinausreicht.

Der Grund dafür ist nicht schwer zu beschreiben: Wenn wir uns auf die Verzweiflung eines Menschen wirklich einlassen wollen, so dürfen wir selbst keine Angst haben. Der johanneische Kommentar an dieser Stelle läuft in eben diese Richtung. «Du willst», fragen die Jünger, «nach Judäa gehen, wo doch gerade die Juden dich zu steinigen suchten?» Und Jesus erklärt: «Genau das. *Sind nicht zwölf Stunden ein Tag? Wenn jemand am Tag umhergeht, stößt er nicht an, denn er sieht das Licht dieser Welt.* Der Tag hat nur zwölf Stunden, und man *muß handeln, solange das Licht leuchtet*, es gibt keinen Aufschub.» Plötzlich spüren wir, was «Aufwecken» bedeutet: Es soll keine Irritation mehr durch die Angst vor dem Tod geben, vor allem nicht vor *dem* Tod, der sich in anderen Menschen verkörpert. Was können sie uns denn tun? – Sie können unser Leben scheinbar entwer-ten, sie können es so ins gar Nichts stoßen, so sehr ins Vergessen hinein-drücken, daß wir am Ende selber nicht mehr wissen, wer wir sind. Wir flüchten dann ins Dunkel, wir schleichen uns wie unentdeckt durchs Leben, wir suchen wie lichtscheue Nachttiere den Schatten. Am Ende, meint der johanneische Jesus, haben wir kein Licht mehr bei uns. Es geht selbstredend dabei nicht um die Beleuchtungsverhältnisse bei Tag oder Nacht, es geht um unsere Lebenseinstellung. Man kann einen Menschen nur aufwecken, wenn man selber durchflutet ist von Angstfreiheit, von Zu-gehörigkeit zum Tag, von «Licht»: von dem Glauben an das «Licht». Thomas begreift den Zusammenhang an dieser Stelle sehr deutlich, wenn er sagt: «*Laßt auch uns gehen, um zu sterben mit ihm.*» Der Entschluß gilt, daß keine Gefahr mehr nötigen soll, vor dem Äußersten zurückzuweichen. Und diese Entschlossenheit ist der Anfang, gewissermaßen die therapeutische Voraussetzung, um dem standzuhalten, was sich in *Betanien* begeben wird.

Dort, in der Ferne, warten die zwei Schwestern, Maria und Marta. Es müssen *zwei* sein, weil alles, was hier geschieht, wie gebrochen erlebt wird, ganz so, wie wir es später im 20. Kapitel des *Johannes*-Evangeliums (20,2-10) noch einmal von den Jüngern erzählt bekommen werden; da sind es

zwei Männer, der «Lieblingsjünger» und Petrus, die zum Grab eilen und beide von verschiedenen Seiten her Zeugnis ablegen sollen für ein und dieselbe Erfahrung; es ist die schon erwähnte lukanische Polarität der zwei gegensätzlichen, doch komplementären Einstellungen unserer Psyche.

Da hört als erste Marta, Jesus sei gekommen, und sie geht ihm entgegen, voller Schmerz, voller Kummer, mit einer Klage auf den Lippen, die ihren Glauben ebenso verrät wie ihre Verzweiflung: *Herr, wenn du hier gewesen, – nicht wäre mein Bruder gestorben.* Schon daß so etwas sein kann, ist empörend, – dieses unglaubliche Zu-Spät! Ein Mensch sucht die Nähe eines anderen, doch dieser versäumt es, innerhalb der erforderlichen Frist zu erscheinen. Man traut ihm zu, er hätte das endgültige Nein vielleicht noch aufhalten und umformen können, aber er war im entscheidenden Augenblick nicht zugegen. Doch was Marta zu diesem Zeitpunkt nicht weiß, ist die Ungeheuerlichkeit, daß Jesus beim Tode des Lazarus gar nicht zugegen sein wollte, um keinen falschen Trost zu spenden.

So geschieht es ja in all der Zeit: die «Juden» («die Menschen, die Gott religiös verwalten», müssen wir diese Chiffre immer wieder übersetzen) sitzen in großer Schar bei den beiden Geschwistern und spenden «Zuspruch». Das ist soviel, wie es das Fernsehen regelmäßig vermeldet, wenn in höheren Kreisen irgend etwas Entsetzliches geschehen ist; dann wird ein Kardinal oder ein Bischof die trauernde Witwe besuchen und ihr «Trost zusprechen», und es wird mit sonorem Baß der Nachrichtensprecher diese Meldung auch so verkünden. Solche Art von «Zuspruch» ist für Jesus geradewegs das Anstößige, das Benebelnde, – das Ästhetische, hätte KIERKEGAARD gesagt. Es gilt, klar zu sehen: der Tod ist der Tod. Aber wie hält man ihm stand?

Der «Zuspruch», wie er für gewöhnlich ausfällt, ist bekannt: «Es wird wieder einen Frühling geben; der Winter geht vorbei; man muß an etwas glauben, und vielleicht: – wer weiß, wofür es gut war, und daß es auch jetzt kam, und die Zeit heilt alle Wunden...» – wem aber nützt denn all das, wenn er Bilanz zieht? Von dieser Rederei will Jesus nichts hören, sie regt ihn auf, und damit wir ganz klar sehen, damit die Helligkeit uns wirklich erreicht, läßt er zwei Tage lang im Gar-nichts-Tun dahindämmern.

Auferstehen wird dein Bruder, sagt Jesus zu Marta; sie aber antwortet, wie sie es gelernt hat: *Ich weiß, daß er auferstehen wird bei der Auferstehung am Letzten Tage.* Das ist das Bekenntnis, das jedem Kind in den biblischen Religionen beigebracht wird; aber was ist das für ein Glaube, der, wie es die Samariterin am Jakobsbrunnen schilderte (Joh 4,25), das Leben sehr, sehr weit entfernt erwartet, ohne Rückwirkung auf die Art zu

fühlen, auf die Weise zu denken, auf die Fähigkeit, im Augenblick zu leben? An dieser Stelle spricht Jesus es ganz klar aus: *Ich bin die Auferstehung und das (unvergängliche) Leben. Wer auf mich vertraut, selbst wenn er stirbt, wird er leben.* Wenn wir uns fragen, wie denn diese paradoxe Aussage zu verstehen sei, es gebe gar keinen Tod für den, der wirklich glaube, so müssen wir sagen: «Es gilt, eine Entdeckung zu machen: Das, was wir sind, kann und wird uns niemand rauben; das, was wir *richtig* vor uns sehen, läßt sich von außen nicht zerstören; es gilt einfach in sich. Das *ewige Leben* kommt nicht, es wartet nicht bis *nach* dem Leben, es ist *jetzt.*» Das ist das ganze *Johannes-Evangelium*: das Aufwachen jetzt, das Hinübergehen durch die Todesangst, durch die Todesschranke jetzt.

Vielleicht gibt es derzeit (um 2000 nach Christus) kaum ein besseres Vorbild für das, was da gemeint ist, als einen alten Mann in der Türkei. Er war im Jahre 2000 85 Jahre alt, YAŞAR KEMAL. Dieser Mann hat in den Augen des türkischen Militärs seit Jahren eine «Schuld» auf sich geladen: er hat eine kurdische Mutter, und er tritt dafür ein, daß Kurden ihre kurdische Sprache reden und ihre mehr als 3000 Jahre alte Kultur pflegen dürfen und daß sie, weil es von ihnen mehr als 16 Millionen Menschen gibt, ein Volk sein dürfen. Das sei ihr Menschenrecht, findet YAŞAR KEMAL, Nobelpreisträger für Literatur, einer der ganz wenigen, die auf Türkisch so reden, daß es die Welt erreicht; doch es erreicht mitnichten natürlich die Regierenden in Ankara. *Die* befinden, daß YAŞAR KEMAL ein Schädling ist, ein Unruhestifter, ein Aufrührer. In Deutschland würde er derzeit gewiß als Mitglied der verdächtigen PKK abgeschoben. Noch im Jahr 1996 hat ein türkisches Gericht YAŞAR KEMAL zu anderthalb Jahren Gefängnis verurteilt, mit Bewährung. Er aber sagte: «Die Bewährung macht keinen Sinn: Wenn die ganze Türkei ein Gefängnis ist, dann wird das Gefängnis zum einzigen Ort der Freiheit. Sperrt mich ein, und ich werde ungestört Bücher schreiben. Denn was in meinem Kopfe ist, kerkert ihr nicht ein.» – Da ist das Alter und die Krankheit und die Schwäche, da ist selbst die Drohung mit der Folter und mit der Vernichtung eines ganzen Lebenswerkes kein Argument gegen ein richtig geführtes Leben. Es gibt keinen «Tod» für YAŞAR KEMAL. Es gibt vielmehr etwas zu tun, unbedingt heute und ohne jede Furcht. Das ist *Aufwachen*, das ist wie aus einem Schlaf sich Erheben, das ist Geradestehen. Wo dieser Mann eine solche Haltung gelernt hat, weiß man nicht, ob im Koran – vielleicht, ob aus der Not der Menschen – auf jeden Fall.

Das *Johannes-Evangelium* meint, *Jesus* sei ein solches zum Kristall gewordenes Leuchten Gottes unter uns Menschen; so habe er es gemacht,

und wenn es irgendeinen Grund für uns gebe, richtig zu leben, dann sei es es – eine gestaltgewordene Aufforderung, fast bis zum Sinnlosen etwas zu tun außerhalb der gewohnten Ordnung. Da wird nicht auf ein Jenseits gehofft, sondern diese jenseitige Welt bricht in die uns vertrauten Zusammenhänge ein, und sie zeigt, daß Menschen auf sich selbst zurückkommen können, wie vom Himmel auf die Erde. Das ist der Sinn des alten mythischen Bildes von dem *Menschensohn*, der vom Himmel zu uns gesandt wird; – es geht um die Frage, wie wir selbst uns verstehen: als bloße Kreaturen dieses unseres Planeten – dann hat der Tod das letzte Wort über uns, oder ob wir unser irdisches Leben aufzunehmen versuchen wie vom Himmel her gesprochen, als etwas Absolutes, Gültiges, Wahres. So ist Jesus, dieser wie von fremd in die Totenkammer unseres Lebens Gesandte.

Alles weitere geht dann scheinbar sehr schnell. Da hört zum zweiten auch Maria, Jesus sei gekommen, und schnell steht sie auf, ihm entgegenzugehen. Sie provoziert dabei ein Mißverständnis in der Versammlung der Trauergäste. Wohin soll ein Mensch in seiner Verzweiflung sich wenden außer zum Grab? Und so bildet sich die Prozession dorthin – *zum Grab*, denn etwas anderes wird und kann es vermeintlich nicht geben. Es ist, daß der johanneische Jesus an dieser Stelle vor Entsetzen förmlich aufschreit: Wenn der letzte Rest von Menschlichkeit im Grunde in nichts weiterem bestehen soll als in einem nicht endenden Gräberdienst, als in einem unablässigen Kränzewinden für den Nachruf, als in einer florierenden Bestattungsindustrie, die wir dann vor Ort je nach Preisvorstellung in Dienst nehmen, um das «Ableben» des «Verblichenen» zu inszenieren, – wann werden Menschen dann begreifen lernen, was ihr wahres Leben ist? Wieviel Lüge eigentlich verträgt ein Mensch, ehe er anfängt, klar zu sehen? – Das ist auch die Not DOSTOJEWSKIS, schmerzhaft und bohrend, auf der Suche nach wirklichem Leben.

So versteht man die Empörung des johanneischen Jesus hier. Er will die konventionelle Beruhigung nicht hören, er möchte, daß die Menschen zu dem Punkt kommen, der hier heißt: Lazarus liegt an Händen und Füßen umwickelt und seinen Kopf mit einem Schweißstuch bedeckt im Grab, und dieses Grab ist eine große Höhle, und vor dieser Höhle liegt ein Stein. Auf diese Weise ist das Bild der menschlichen Sterbe-Existenz komplett; alle Umstehenden werden am Ende sagen: «So muß es bleiben; er stinkt uns; ihn da herauszuholen wäre eine einzige Zumutung; also belassen wir's beim Klagen, beim Beklagen, beim rituellen ‹Zuspruch›». Wann aber kommt man dahin, einen *Menschen* persönlich zu meinen, statt lediglich die gruppenspezifischen Prozesse der ‹Trauergemeinde› zu pflegen? Hier

nun befiehlt Jesus! Während sie den Stein vom Grab heben, erhebt er seine Augen und sagt: «Was jetzt geschieht, ist im Grunde das, was du, Gott, immer tust, nur jetzt sollen sie es sehen, und du machst es so, daß sie es wahrnehmen müssen; nur deshalb lassen wir uns jetzt darauf ein.» Und mit *mächtiger Stimme* ruft er: *Lazarus, komm heraus!* All die Umstehenden sollen den «Toten» gehen lassen, in sein eigenes Leben; alle *Binden* sollen sie lösen. (Abb. 1a, s. Farbtafel)

Ehe wir versuchen, mit DOSTOJEWSKISCHEN Augen diesen Text noch einmal zu lesen, müssen wir uns vor allem die Folgen dieses Ereignisses vor Augen stellen; dann verstehen wir sofort, was gemeint ist. Es gibt einige, heißt es, *die gelangten zum Vertrauen auf ihn*, und wir müßten mit *Johannes* sagen: sie ergreifen ihr Leben und erkennen, wozu es gut ist. Aber die anderen werden nichts weiter auf den Lippen tragen als das übliche Gerede: «Da ist etwas geschehen! da ist wirklich etwas ganz Großartiges geschehen! da gilt es, die Neugier zu befriedigen!» Sie also wenden sich an die Pharisäer; doch der ganze Volksauflauf wird zu nichts weiter führen als zu politischen Unannehmlichkeiten und taktischen Spielereien. Es geht diesen Leuten nicht um *Menschen*, dessen muß man sich als Leser bewußt sein, weder auf seiten der Religionsverwalter noch auf seiten der Machtpolitiker, es geht darum, daß man Ruhe hält, und ein Mensch, der wirklich zu leben beginnt, ist ihnen unheimlich. Noch gefährlicher natürlich ist derjenige, der einen anderen Menschen lebendig macht. Gegen beide muß man vorgehen. Man wird sich also den Lazarus vornehmen und ihn vernennen; für Jesus aber wird gelten, daß jeder, der weiß, wo er sich aufhält, ihn anzuzeigen hat, mit dem Ziel, ihn hinrichten zu lassen; das steht ab sofort fest. Da sieht man ganz klar, was *Johannes* mit «Sterben» und «Tod» meint: inmitten der gewöhnlichen Ordnung, inmitten der normalen Welt leben wir wie in einem Leichenschauhaus. Alles, was sie oder wir selber uns vormachen, darf in Wirklichkeit überhaupt nicht gelten, wenn wir aus dem «Grab» heraus zum *Leben* kommen wollen.

Vielleicht, um das Nachdenken ein bißchen zu fördern, können wir ein paar Stichproben machen, wie wir denn heute leben und inwiefern die «Diagnose» des *Johannes*-Evangeliums auf die «Tödlichkeit» unseres Daseins immer noch gilt.

Alle paar Monate, spätestens im Herbst, hören wir, daß irgendwo in der Nordsee, vor Alaska, in der Biscaya oder am Kap der Guten Hoffnung ein Tanker auf Grund läuft, just vor irgendeinem Naturschutzgebiet womöglich. Mit etwa 500 000 toten Vögeln rechnete man zum Beispiel im Jahr 1996 vor den Küsten von Wales, eine gleiche Zahl erwartet man im Jahr

2003 an den Stränden Galiciens. Von keinem einzigen Politiker in Gesamt-europa indessen hört man, daß er irgend etwas täte gegen das Verschiffen riesiger Ölladungen im Auftrag sogenannter Billigflaggenländer. Das geht nun seit über vierzig Jahren so; es fügt der Natur ungläublichen Schaden zu, doch von Fall zu Fall gibt es nichts weiter als das Bedauern am Ort und die übliche Heuchelei vor Ort, – man wird mit den größten Anstrengungen von Naturschützern am Ende wirklich fünfzig oder vielleicht auch fünfhundert Seevögel gerettet haben. All die Leute, die sich da engagieren, geben ihr Bestes, aber niemand von denen, die in Politik und Wirtschaft Verantwortung tragen, unternimmt irgend etwas gegen die Erdöllobby selber, allenfalls gegen die Reeder, die man in einen absurden Konkurrenzkampf treibt; ihnen macht man im Jahr 2003 immerhin eine doppelte Schiffswand ihrer Tanker zur Auflage! Sagen wir es deutlich: Wir haben es mit einer Form von struktureller Umweltkriminalität zu tun, ausgeübt von den Großmilliardären der sechs erdölproduzierenden Firmen; diese sind international tätig, und kein Staat der Welt hat scheinbar irgendeine Möglichkeit, ihnen das Handwerk zu legen. Und schauen wir im einzelnen nach, warum das so ist, so liegt es auf der Hand: Wer zum Beispiel Präsident der Vereinigten Staaten werden will, kann gar nicht anders, als mehrere hundert Millionen Dollar in seinen Wahlkampf zu pumpen; er wird solche Summen aber nur aufbringen entweder mit Hilfe der Erdöl- oder der Rüstungsindustrie; eine von beiden muß ihn bedienen, oder er wird niemals Präsident werden. Kann er aber, wenn es so steht, dann später als Staatsoberhaupt einem dieser Geldgeber ernsthaft widersprechen? Realistisch gesehen ist er nichts weiter als die Marionette des Geldes. Doch das ist nur *eine* der Totenkammern der Weltgeschichte.

Ein anderes Beispiel: 1991 im Krieg der USA gegen den Irak kamen etwa 200 000 Menschen auf grausame Weise ums Leben. Die Embargopolitik der Amerikaner und Briten kostete seither monatlich etwa 3000 Kinder unter fünf Jahren wegen Mangelernährung und medizinischer Unterversorgung das Leben – das sind in 12 Jahren fast 500 000 Kinder! Und schon stehen wir, während ich dies Anfang 2003 schreibe, vor einem neuen Krieg, den die alte Mannschaft um den ehemaligen Verteidigungsminister und heutigen Vizepräsidenten Dick Cheney der Welt auferlegen will. Angeblich geht es um die Eliminierung eines gefährlichen Diktators, in Wahrheit geht es um Erdöl, und es geht um die Beseitigung eines alten Verbündeten, wie bei Noriega in Panama, wie bei den Taliban in Afghanistan: Man setzte Saddam Hussein gegen die Ayatollahs im Ersten Golfkrieg ein, bei dem mehr als 500 000 Menschen jeweils auf beiden Frontseiten ums

Leben kamen, und dann strangulierte man den Irak seiner 68 Mrd. Dollar Schulden wegen⁹. Wenn dieses Buch erscheint, wird vermutlich erneut die Entschlossenheit zum militärischen Handeln über den Willen zum Frieden gesiegt haben. *Es ist besser, daß ein Mensch stirbt ... und nicht das ganze Volk*, weiß im *Johannes-Evangelium* Kajaphas (Joh 11,49). Und da hat er wohl recht. Solange Politik und Wirtschaft das sind, was sie sind, werden immer wieder Menschen unter die Räder kommen. Doch wie lange wollen wir noch glauben, daß die Größe eines Machthabers sich nach der Anzahl derer bemesse, die er im Kampf gegen «das Böse» militärisch hat liquidieren lassen? Wäre es nicht unbedingt an der Zeit, eine solche «Welt» nicht weiter hinzunehmen, sondern mit aller Kraft gegen sie aufzustehen?

Dann freilich müßten wir sprechen wie Thomas: «*Laßt auch uns gehen, um zu sterben mit ihm* – lieber mit dir in den Tod, als dieses Leben noch zwei Tage länger auszuhalten.» Wohl, es ist ein Gang nach und durch «Judäa» –, doch das müssen wir wagen, wenn es gilt, einen Menschen lebendig zu machen. In eine Welt des Todes das Leben zu bringen ist nur möglich in einer Auseinandersetzung auf Leben und Tod. Mit Recht schildert deshalb das *Johannes-Evangelium* die Auferweckung des Lazarus als ein Vorausbild auch der Auferweckung Jesu selber.

Was es bedeutet, zu sagen: *Lazarus, komm heraus!*, hat wohl niemand deutlicher geschildert als eben FJODOR M. DOSTOJEWSKI. Einen ganzen Roman hat er diesem Thema gewidmet. *Schuld und Sühne – Prestuplenie i nakazanie* ist die Schilderung eines jungen Mannes, erneut eines Studenten, Rodion Raskolnikow, sensibel, intelligent, reflektierend, der sich umschaufelt und findet, daß die Welt, daß das Leben unerträglich ist. Parallel zu diesem Roman hat DOSTOJEWSKI den Menschen im *Kellerloch* geschildert, jemanden, der in Selbsthaß dumpf vor sich hinbrütet¹⁰; er verschimmelt bei lebendigem Leibe, – das ist das Gefühl, das er von sich hat. Was diese kleine Novelle «*Aus dem Kellerloch*» erzählt, ist im Grunde gerade so ein Dasein im «Grab», weil da ein Mensch ohne Aussicht und ohne Ausweg nur noch fixiert ist auf Frustration, Isolation und Destruktion. – Gemessen daran, wirkt es fast wie ein Aufbruch ins Leben, wenn *Rodion Raskolnikow* aus seinem «Kellerloch» «aufsteht». Genau gesprochen, bewohnt er eine kleine Kammer, stickig und dumpf in den Sommertagen. Er leidet unter der Armut seiner Eltern. Er muß miterleben, wie seine eigene Schwester Dunja sich verkauft, um eine gute Partie zu machen und den wirtschaftlichen Ruin der Familie aufzuhalten. – Was ist das für eine Welt, in der Menschen, kaum zwanzigjährig, sich «vermarkten» müssen? Was ist die bürgerliche Ehe oft anderes als eine legal kaschierte Prostitution? Wenn allein

die Tatsache, über nicht genügend Geld zu verfügen, einen Menschen lebenslänglich entwürdigen kann, was heißt dann Leben? Rodion Raskolnikow weiß, daß er mit seinem Studium Möglichkeiten hätte, sich in der Gesellschaft nützlich zu machen, aber was sind denn das für Gesetze, die er da lernt? Sind sie nicht lediglich das Diktat der Mächtigen? Immer wieder hämmert es zwischen seinen Schläfen: Die Menschen, die in der menschlichen Geschichte groß wurden, waren das nicht lauter Leute, die es gewagt haben, Grenzen zu überschreiten und die vorgegebenen Regeln einfach zu zerbrechen? «Groß» war Napoleon im Jahre 1812. Da bricht ein Mann auf, um ganz Europa umzuwälzen und neu zu gestalten, und eine Schlacht folgt der anderen, in Italien, in Deutschland, in Rußland. Er bringt Tausende, Hunderttausende von Menschen um. Und was wird die Folge sein? Er wird in die Geschichtsbücher eingehen als unbeschreiblich groß, eben als: Napoleon. Doch worin eigentlich war er groß? Daß er die Kanonen grausamer justieren konnte als seine Gegner, daß er den Überraschungsvorteil skrupelloser, also erfolgreicher zu nutzen verstand? Wenn jemand einfach ohne Warnung in ein Nachbarland einbricht und darin plündert, raubt und mordet, wird man ihn einen Verbrecher nennen? Ganz im Gegenteil: Groß wird man ihn nennen! Zu seinem Unglück freilich traf der große Napoleon auf einen General wie Kotussow, der genau begriff, daß eine offene Feldschlacht keinen Zweck hatte; er wich vor Napoleons Truppen zurück und zurück, er ließ Dorf um Dorf verbrennen, er ließ sogar Moskau zerstören, er tat scheinbar gar nichts, bis Napoleon in der Winterkälte keine Fourage mehr besaß und keinen Nachschub mehr bekam und sich hungernd und frierend zurückziehen mußte. Dann aber aus dem Hinterhalt überfiel er ihn, und beim Übergang über die Beresina vernichtete er den Rest der ehemals großen Streitmacht. Was aber wird ein Napoleon tun, wenn er eine ganze Armee verloren hat? Er wird ein Champagnerglas erheben und einen Toast ausbringen. Und er wird ein Großer bleiben, in allen Geschichtsbüchern, auf dem Arc de Triomphe: Groß ist Napoleon!

Wer diesen Zynismus erst einmal begriffen hat, gewinnt der nicht ein Recht zu sagen: «Ich muß die Grenzen überschreiten! Die bürgerliche Moral lähmt und hemmt nur die starken Charaktere!»? Rodion Raskolnikow denkt von sich, daß er im Grunde eine Laus sei, ein Ungeziefer, ein Nichts. Wenn ihn jemand zertrete, werde es keinen Verlust bedeuten, es gebe ohnedies zu viele Läuse unter den Menschen. Ein solches Selbstgefühl ist der «Tod» dieses jungen Studenten, und es wirkt tödlich nach außen. Denn so fragt er sich: «Wer eigentlich lebt wirklich? – Nur jemand, der

zeigt, daß er stark genug ist, über Leichen zu gehen, der wird als Mensch sich bewähren.» Genieträume dieser Art phantasieren sich im Kopf des jungen Mannes zusammen. «Ein Verbrechen ist doch nichts weiter, als daß neue selbstgemachte Gesetze an die Stelle der schwächlichen, der veralteten, der fremdbestimmten Satzungen treten.» Rodion Raskolnikow wird, zur Probe seiner Kraft, schließlich mit fiebrigen, zitternden Nerven zwei alte Frauen ermorden, die Pfandleiherin Aljona aus Haß und Lisawjeta, ihre Schwester, weil sie zufällig anwesend ist. – Der Untersuchungsrichter Porfirij Petrowitsch indessen findet, daß dies eine Tat sei – so sinnlos, daß sie nur von einem «modernen» Gemüt begangen worden sein könne. Ein solches Verbrechen sei nicht im Blutandrang, aus der Leidenschaft des Herzens geboren worden, sondern es müsse erdacht worden sein wie von einem Schwindelnden hoch auf einem Turm. Porfirij begreift, daß man diesen Täter nicht mit Indizien überführen kann, denn selbst wenn man es versuchte, es hätte keinen Zweck. Man würde lediglich jemanden einsperren, doch ohne innere Einsicht in die Schwere seiner Schuld. Dabei fühlt Raskolnikow sehr wohl, wie es um ihn steht. Noch vor seiner Bluttat hatte er einen Traum, wie vor seinen Augen ein Pferd erschlagen wird, und er, ein kleiner Junge noch, fleht zu seinem Vater: «Vater, sie erschlagen das Pferd!» Doch sein Verstand sagt ihm, ein Mensch, der Mitleid habe, werde nie ein großer Mensch werden; daher müsse man als erstes in sich selber alle weichen Gefühle beseitigen; man müsse sich selber abtöten, um töten zu können, um groß zu werden.

Zur selben Zeit wächst in der Familie des Alkoholikers Marmeladow ein junges Mädchen, Sonja, heran. Deren Stiefmutter Katerina rauft sich die Haare vor Not und Verzweiflung; sie ist schwer lungenkrank, sie weiß ihre Kinder nicht zu versorgen, und sie zwingt Sonja, auf die Straße zu gehen und sich zu verkaufen. Raskolnikow hat den alten Marmeladow noch vor der Tat als Säufer in einer Kaschemme kennengelernt, und als dieser von einer Droschke überfahren wird, gibt er der Familie von dem geraubten Geld, was noch übrig ist. So trifft er Sonja eines Tages in ihrer Kammer an und findet bei ihr eine Bibel, in der sie von Zeit zu Zeit mit Lisawjeta das Evangelium gelesen hat. «Wovon lebt Sonja eigentlich?» fragt sich Raskolnikow. «All der Schmutz hat sie bis jetzt nicht berührt. Sie ist nie wirklich in den Rinnstein abgeglitten. Aber wovon lebt sie?»

Er beginnt, mit ihr, gleich einer Katze mit der Maus, ein grausames Spiel. Sie hat nur drei Möglichkeiten, rechnet er sich aus: Ihre Kräfte verschleiß sich, und sie macht selber Schluß, sie nimmt sich das Leben – vielleicht wäre das überhaupt das Vernünftigste. Oder sie wird wahnsinnig

wie ihre Mutter schon jetzt, und auch das wäre, so denkt er, eine Form von Erlösung. Oder sie vollführt, was ihr jetzt als «Unzucht» von außen auferlegt ist, eines Tages mit Lust; ihre Seele hält nicht mehr stand, und es dringt in sie ein, sie wird wirklich eine solche, eine richtige Dirne. Nur diese drei Möglichkeiten verbleiben ihr. Doch Sonja wird nichts davon tun. Sie trägt in sich ein Geheimnis, und Raskolnikow will es ihr entreißen. Sie, die Hure, soll ihm, dem Mörder, zwei Verfluchte sie beide, die Geschichte von der Auferweckung des Lazarus vorlesen: «Es lag aber einer krank mit Namen Lazarus von Betanien.» «Spricht zu ihm Marta, die Schwester des Verstorbenen: Herr, er stinkt schon; denn er hat vier Tage gelegen.» Mit zerbrechender Stimme, gespannt wie eine zerreißende Geigensaite, liest Sonja diese Geschichte¹¹. Und in dieser Nacht wird Raskolnikow aus seinem «Grabe» herauskommen; er wird Sonja erklären, wodurch ihre Freundin Lisawjeta und die alte Aljona umgekommen sind¹². Bei diesen Worten: «Lazarus, komm heraus!» wird er lernen, sein Verbrechen der einzigen mitzuteilen, die er liebt. Und sie wird ihm sagen: «Was mußt du gelitten haben, Rodion, du mußt niederknien und der ganzen Welt sagen, was du getan hast. Man wird dich verurteilen nach Sibirien, aber ich werde mit dir gehen.» In Sibirien werden Alpträume Raskolnikows Seele heimsuchen; ein Heer von Heuschrecken wird er sehen, das sich über ihn hermacht¹³; aber es wird der Anfang eines wirklichen Gefühls, einer wirklichen Gemeinsamkeit sein.

DOSTOJEWSKIS Tochter, AIMÉE DOSTOJEWSKAJA, erzählt in ihrer Biographie, wie ihr Vater starb; was sie schreibt, ist erkennbar eine Art Heiligenlegende, deren Wahrheitswert kaum als historisch anzusehen ist; doch für sich hat diese Darstellung, daß sie das Wesen des russischen Autors ins rechte Licht setzt. DOSTOJEWSKI soll sich, nach zwei Blutstürzen, die Bibel haben holen und sich und seinen Kindern die Geschichte vom Verlorenen Sohn von seiner Frau haben vorlesen lassen. DOSTOJEWSKI, als er diesen Text als letzten in seinem Leben hörte, soll den Kindern gesagt haben: «Es kann geschehen, daß ihr zu Verbrechern werdet, daß ihr weit vom Wege abkommt, aber ich, euer Vater, würde euch selbst dann noch verstehen; um wieviel mehr euer Vater im Himmel. Er wird euch begleiten, wohin immer ihr geht. Er versteht alles!»¹⁴

Dostojewskis Meinung vom Menschen und das Denken des *Johannes-Evangeliums* ergänzen und vertiefen sich wechselseitig. Denn eigentlich nur um dieses eine zu zeigen, ist dieses Warten Jesu im *Johannes-Evangelium* zwei Tage lang nötig: damit in der Tiefe der Not die Notwendigkeit der Gnade um so spürbarer werde. Wenn es möglich ist bei Gott, den zum

«Gestank» gewordenen Lazarus zu retten, dann gibt es keine Hölle mehr, dann gibt es keinen Abgrund mehr, bis wohin uns Christus nicht begleiten würde, – dann ist kein Tod mehr, nur ein Wiedersehen, und es ist jenseits des Weinens ein großer Lobgesang. «Er stieg hinab in die Hölle, um den Verdammten die Erlösung zu bringen», so lehrt es das Glaubensbekenntnis der Kirche (Abb. 1b, s. Farbtafel); doch was dort als ein Ereignis nach dem Tode Jesu verkündet wird, ist in Wahrheit das ganze Leben Jesu und bildet sogar den Grund seines Sterbens: in unsere Gräfte und Gräber steigt er hinab, um die mit Leichenbinden Umwickelten herauszurufen. PLATONS «Höhlengleichnis», das wir bei der Heilung des Blindgeborenen (Joh 9,1-17) vorgetragen haben – welche Zuspitzung erhält es durch die johanneische Deutung der Legende von der Auferweckung des Lazarus!

Joh 11,17-54: Die Auferweckung des Lazarus – 2. Teil: Zwei kommentierende Geschichten

Das 11. Kapitel des *Johannes*-Evangeliums zeigt, wie man eine alte Wundererzählung symbolisch umarbeiten kann in eine Parabel auf unser Dasein angesichts von Tod und Verzweiflung. Wie ist es möglich, einen Menschen, der sich lebendig tot fühlt, zurückzugewinnen für das Leben? Als Antwort auf eine solche Frage liest sich die Geschichte von der Auferweckung des Lazarus. Sie greift der Ostererzählung von der Auferweckung Jesu vor; aber anders als Jesus kehrt Lazarus zurück in diese Welt. Und das nun ist die Frage: Wie kann man sich so etwas vorstellen?

Zwei Abwandlungen des Themas mögen uns dabei behilflich sein. Einmal lohnt es sich, eine Märchenerzählung aus der Sammlung der BRÜDER GRIMM durchzugehen, die von einem Mädchen handelt, das über viele Jahre hin sich wie verstorben fühlt: die Geschichte von *Schneewittchen*, dessen Leben lange Zeit wie in einem Sarg aufgebahrt dahinsiecht; zum andern bietet sich eine kleine Erzählung des russischen symbolistischen Dichters LEONID ANDREJEW an, der sich fragte: Wie mag Lazarus auf die Menschen seiner Tage gewirkt haben, er, der den Tod gesehen hatte, wie konnten Menschen seinem Blick standhalten? Es ist der Beginn einer ganzen Kette weiterer Fragen, die im Evangelium keine Antwort finden, die aber im romantischen Denken selbst zutiefst verankert sind.

Ein bedeutsamer Unterschied zwischen einer biblischen Wundergeschichte und einem Märchen liegt in der unterschiedlichen Ausrichtung auf die zentralen Personen. Das Wunder möchte den Wundertäter in seiner ganzen Größe schildern; es braucht deshalb die dunkle Kulisse von Krankheit und Tod, damit die Lichtgestalt des Heilands um so strahlender in Erscheinung trete. Das Märchen hingegen begleitet einen einzelnen Menschen durch sein Leben, quer durch seine Chancen, quer durch seine Krisen, bis hin zu dem (fast immer) glücklichen Abschluß als dem Ziel aller Entwicklung.

Schneewittchen ist ein solches Märchen; es entspricht vom Motiv her ganz und gar dem Stoff des Lazarus, der Auferstehung aus dem Sarg. Liest man es in unserem Gedankenzusammenhang auf das Thema von Tod und Auferstehung hin, so sollte man sich vor allem überlegen, was die Erzählung mit uns macht, wie die betroffenen Personen auf uns wirken, wie wir uns eine Frau vorstellen müssen, die über lange Zeit verkümmert als eine «Schlafende» in einem «gläsernen Sarg».

Schneewittchen

Märchen Nr. 53 aus der Grimmschen Sammlung

Es war einmal mitten im Winter, und die Schneeflocken fielen wie Federn vom Himmel herab, da saß eine Königin an einem Fenster, das einen Rahmen von schwarzem Ebenholz hatte, und nähte. Und wie sie so nähte und nach dem Schnee aufblickte, stach sie sich mit der Nadel in den Finger, und es fielen drei Tropfen Blut in den Schnee. Und weil das Rote im weißen Schnee so schön aussah, dachte sie bei sich: «Hätt ich ein Kind so weiß wie Schnee, so rot wie Blut und so schwarz wie das Holz an dem Rahmen.» Bald darauf bekam sie ein Töchterlein, das war so weiß wie Schnee, so rot wie Blut und so schwarzhaarig wie Ebenholz, und ward darum das Sneewittchen (Schneeweißchen) genannt. Und wie das Kind geboren war, starb die Königin.

Über ein Jahr nahm sich der König eine andere Gemahlin. Es war eine schöne Frau, aber sie war stolz und übermütig und konnte nicht leiden, daß sie an Schönheit von jemand sollte übertroffen werden. Sie hatte einen wunderbaren Spiegel, wenn sie vor den trat und sich darin betrachtete, sprach sie:

«Spieglein, Spieglein an der Wand,
wer ist die schönste im ganzen Land?»

So antwortete der Spiegel:

«Frau Königin, Ihr seid die schönste im Land.»

Da war sie zufrieden, denn sie wußte, daß der Spiegel die Wahrheit sagte.

Sneewittchen aber wuchs heran und wurde immer schöner, und als es sieben Jahr alt war, war es so schön wie der klare Tag und schöner als die Königin selbst. Als diese einmal ihren Spiegel fragte:

«Spieglein, Spieglein an der Wand,
wer ist die schönste im ganzen Land?»

so antwortete er:

«Frau Königin, Ihr seid die schönste hier,
aber Sneewittchen ist tausendmal schöner als Ihr.»

Da erschrak die Königin und ward gelb und grün vor Neid. Von Stund an, wenn sie Sneewittchen erblickte, kehrte sich ihr das Herz im Leibe herum, so haßte sie das Mädchen. Und der Neid und Hochmut wuchsen wie ein Unkraut in ihrem Herzen immer höher, daß sie Tag und Nacht keine Ruhe mehr hatte. Da rief sie einen Jäger und sprach: «Bring das Kind hinaus in den Wald, ich will's nicht mehr vor meinen Augen sehen. Du sollst es

töten und mir Lunge und Leber zum Wahrzeichen mitbringen.» Der Jäger gehorchte und führte es hinaus, und als er den Hirschfänger gezogen hatte und Sneewittchens unschuldiges Herz durchbohren wollte, fing es an zu weinen und sprach: «Ach, lieber Jäger, laß mir mein Leben; ich will in den wilden Wald laufen und nimmermehr wieder heimkommen.» Und weil es so schön war, hatte der Jäger Mitleiden und sprach: «So lauf hin, du armes Kind.» «Die wilden Tiere werden dich bald gefressen haben», dachte er, und doch war's ihm, als wär ein Stein von seinem Herzen gewälzt, weil er es nicht zu töten brauchte. Und als gerade ein junger Frischling dahergesprungen kam, stach er ihn ab, nahm Lunge und Leber heraus und brachte sie als Wahrzeichen der Königin mit. Der Koch mußte sie in Salz kochen, und das boshafte Weib aß sie auf und meinte, sie hätte Sneewittchens Lunge und Leber gegessen.

Nun war das arme Kind in dem großen Wald mutterselig allein, und ward ihm so angst, daß es alle Blätter an den Bäumen ansah und nicht wußte, wie es sich helfen sollte. Da fing es an zu laufen und lief über die spitzen Steine und durch die Dornen, und die wilden Tiere sprangen an ihm vorbei, aber sie taten ihm nichts. Es lief, solange nur die Füße noch fort konnten, bis es bald Abend werden wollte, da sah es ein kleines Häuschen und ging hinein, sich zu ruhen. In dem Häuschen war alles klein, aber so zierlich und reinlich, daß es nicht zu sagen ist. Da stand ein weiß gedecktes Tischlein mit sieben kleinen Tellern, jedes Tellerlein mit seinem Löfflein, ferner sieben Messerlein und Gäblein und sieben Becherlein. An der Wand waren sieben Bettlein nebeneinander aufgestellt und schneeweiße Laken darübergedeckt. Sneewittchen, weil es so hungrig und durstig war, aß von jedem Tellerlein ein wenig Gemüs und Brot und trank aus jedem Becherlein einen Tropfen Wein; denn es wollte nicht einem allein alles wegnehmen. Hernach, weil es so müde war, legte es sich in ein Bettchen, aber keins paßte; das eine war zu lang, das andere zu kurz, bis endlich das siebente recht war: und darin blieb es liegen, befahl sich Gott und schlief ein.

Als es ganz dunkel geworden war, kamen die Herren von dem Häuslein, das waren die sieben Zwerge, die in den Bergen nach Erz hackten und gruben. Sie zündeten ihre sieben Lichtlein an, und wie es nun hell im Häuslein ward, sahen sie, daß jemand darin gewesen war, denn es stand nicht alles so in der Ordnung, wie sie es verlassen hatten. Der erste sprach: «Wer hat auf meinem Stühlchen gesessen?» Der zweite: «Wer hat von meinem Tellerchen gegessen?» Der dritte: «Wer hat von meinem Brötchen genommen?» Der vierte: «Wer hat von meinem Gemüschen ge-

gessen?» Der fünfte: «Wer hat mit meinem Gäbelchen gestochen?» Der sechste: «Wer hat mit meinem Messerchen geschnitten?» Der siebente: «Wer hat aus meinem Becherlein getrunken?» Dann sah sich der erste um und sah, daß auf seinem Bett eine kleine Delle war, da sprach er: «Wer hat in mein Bettchen getreten?» Die andern kamen gelaufen und riefen: «In meinem hat auch jemand gelegen.» Der siebente aber, als er in sein Bett sah, erblickte Sneewittchen, das lag darin und schlief. Nun rief er die andern, die kamen herbeigelaufen und schrien vor Verwunderung, holten ihre sieben Lichtlein und beleuchteten Sneewittchen. «Ei, du mein Gott! Ei, du mein Gott!» riefen sie. «Was ist das Kind so schön!» Und hatten so große Freude, daß sie es nicht aufweckten, sondern im Bettlein fortschlafen ließen. Der siebente Zwerg aber schlief bei seinen Gesellen, bei jedem eine Stunde, da war die Nacht herum.

Als es Morgen war, erwachte Sneewittchen, und wie es die sieben Zwerge sah, erschrak es. Sie waren aber freundlich und fragten: «Wie heißt du?» «Ich heiße Sneewittchen», antwortete es. «Wie bist du in unser Haus gekommen?» sprachen weiter die Zwerge. Da erzählte es ihnen, daß seine Stiefmutter es hätte wollen umbringen lassen, der Jäger hätte ihm aber das Leben geschenkt, und da wär es gelaufen den ganzen Tag, bis es endlich ihr Häuslein gefunden hätte. Die Zwerge sprachen: «Willst du unsern Haushalt versehen, kochen, betten, waschen, nähen und stricken, und willst du alles ordentlich und reinlich halten, so kannst du bei uns bleiben, und es soll dir an nichts fehlen.» «Ja», sagte Sneewittchen, «von Herzen gern», und blieb bei ihnen. Es hielt ihnen das Haus in Ordnung; morgens gingen sie in die Berge und suchten Erz und Gold, abends kamen sie wieder, und da mußte ihr Essen bereit sein. Den Tag über war das Mädchen allein, da warnten es die guten Zwerglein und sprachen: «Hüte dich vor deiner Stiefmutter, die wird bald wissen, daß du hier bist; laß ja niemand herein.»

Die Königin aber, nachdem sie Sneewittchens Lunge und Leber glaubte gegessen zu haben, dachte nicht anders, als sie wäre wieder die erste und allerschönste, trat vor ihren Spiegel und sprach:

«Spieglein, Spieglein an der Wand,
wer ist die schönste im ganzen Land?»

Da antwortete der Spiegel:

«Frau Königin, Ihr seid die schönste hier,
aber Sneewittchen über den Bergen
bei den sieben Zwergen
ist noch tausendmal schöner als Ihr.»

Da erschrak sie, denn sie wußte, daß der Spiegel keine Unwahrheit sprach, und merkte, daß der Jäger sie betrogen hatte und Sneewittchen noch am Leben war. Und da sann und sann sie aufs neue, wie sie es umbringen wollte; denn solange sie nicht die schönste war im ganzen Land, ließ ihr der Neid keine Ruhe. Und als sie sich endlich etwas ausgedacht hatte, färbte sie sich das Gesicht und kleidete sich wie eine alte Krämerin, und war ganz unkenntlich. In dieser Gestalt ging sie über die sieben Berge zu den sieben Zwergen, klopfte an die Türe und rief: «Schöne Ware feil! feil!» Sneewittchen guckte zum Fenster heraus und rief: «Guten Tag, liebe Frau, was habt Ihr zu verkaufen?» «Gute Ware, schöne Ware», antwortete sie, «Schnürriemen von allen Farben», und holte einen hervor, der aus bunter Seide geflochten war. «Die ehrliche Frau kann ich hereinlassen», dachte Sneewittchen, riegelte die Türe auf und kaufte sich den hübschen Schnürriemen. «Kind», sprach die Alte, «wie du aussiehst! Komm, ich will dich einmal ordentlich schnüren.» Sneewittchen hatte kein Arg, stellte sich vor sie und ließ sich mit dem neuen Schnürriemen schnüren; aber die Alte schnürte geschwind und schnürte so fest, daß dem Sneewittchen der Atem verging und es für tot hinfiel. «Nun bist du die schönste gewesen», sprach sie und eilte hinaus.

Nicht lange darauf, zur Abendzeit, kamen die sieben Zwerge nach Haus, aber wie erschranken sie, als sie ihr liebes Sneewittchen auf der Erde liegen sahen; und es regte und bewegte sich nicht, als wäre es tot. Sie hoben es in die Höhe, und weil sie sahen, daß es zu fest geschnürt war, schnitten sie den Schnürriemen entzwei: da fing es an, ein wenig zu atmen, und ward nach und nach wieder lebendig. Als die Zwerge hörten, was geschehen war, sprachen sie: «Die alte Krämerfrau war niemand als die gottlose Königin: hüte dich und laß keinen Menschen herein, wenn wir nicht bei dir sind.»

Das böse Weib aber, als es nach Haus gekommen war, ging vor den Spiegel und fragte:

«Spieglein, Spieglein an der Wand,
wer ist die schönste im ganzen Land?»

Da antwortete er wie sonst:

«Frau Königin, Ihr seid die schönste hier,
aber Sneewittchen über den Bergen
bei den sieben Zwergen
ist noch tausendmal schöner als Ihr.»

Als sie das hörte, lief ihr alles Blut zum Herzen, so erschrak sie, denn sie sah wohl, daß Sneewittchen wieder lebendig geworden war. «Nun aber»,

sprach sie, «will ich etwas aussinnen, das dich zugrunde richten soll», und mit Hexenkünsten, die sie verstand, machte sie einen giftigen Kamm. Dann verkleidete sie sich und nahm die Gestalt eines andern alten Weibes an. So ging sie hin über die sieben Berge zu den sieben Zwergen, klopfte an die Türe und rief: «Gute Ware feil! feil!» Sneewittchen schaute heraus und sprach: «Geht nur weiter, ich darf niemand hereinlassen.» «Das Ansehen wird dir doch erlaubt sein», sprach die Alte, zog den giftigen Kamm heraus und hielt ihn in die Höhe. Da gefiel er dem Kinde so gut, daß es sich betören ließ und die Türe öffnete. Als sie des Kaufs einig waren, sprach die Alte: «Nun will ich dich einmal ordentlich kämmen.» Das arme Sneewittchen dachte an nichts und ließ die Alte gewähren, aber kaum hatte sie den Kamm in die Haare gesteckt, als das Gift darin wirkte und das Mädchen ohne Besinnung niederfiel. «Du Ausbund von Schönheit», sprach das boshafte Weib, «jetzt ist's um dich geschehen», und ging fort. Zum Glück aber war es bald Abend, wo die sieben Zwerglein nach Haus kamen. Als sie Sneewittchen wie tot auf der Erde liegen sahen, hatten sie gleich die Stiefmutter in Verdacht, suchten nach und fanden den giftigen Kamm, und kaum hatten sie ihn herausgezogen, so kam Sneewittchen wieder zu sich und erzählte, was vorgegangen war. Da warnten sie es noch einmal, auf seiner Hut zu sein und niemand die Türe zu öffnen.

Die Königin stellte sich daheim vor den Spiegel und sprach:

«Spieglein, Spieglein an der Wand,
wer ist die schönste im ganzen Land?»

Da antwortete er wie vorher:

«Frau Königin, Ihr seid die schönste hier,
aber Sneewittchen über den Bergen
bei den sieben Zwergen
ist doch noch tausendmal schöner als Ihr.»

Als sie den Spiegel so reden hörte, zitterte und bebte sie vor Zorn. «Sneewittchen soll sterben», rief sie, «und wenn es mein eignes Leben kostet.» Darauf ging sie in eine ganz verborgene einsame Kammer, wo niemand hinkam, und machte da einen giftigen, giftigen Apfel. Äußerlich sah er schön aus, weiß mit roten Backen, daß jeder, der ihn erblickte, Lust danach bekam, aber wer ein Stückchen davon aß, der mußte sterben. Als der Apfel fertig war, färbte sie sich das Gesicht und verkleidete sich in eine Bauersfrau, und so ging sie über die sieben Berge zu den sieben Zwergen. Sie klopfte an, Sneewittchen streckte den Kopf zum Fenster heraus und sprach: «Ich darf keinen Menschen einlassen, die sieben Zwerge haben mir's verboten.» «Mir auch recht», antwortete die Bäurin,

«meine Äpfel will ich schon loswerden. Da, einen will ich dir schenken.»
«Nein», sprach Sneewittchen, «ich darf nichts annehmen.» «Fürchtest du dich vor Gift?» sprach die Alte. «Siehst du, da schneide ich den Apfel in zwei Teile; den roten Backen iß du, den weißen will ich essen.» Der Apfel war aber so künstlich gemacht, daß der rote Backen allein vergiftet war. Sneewittchen lüsterte den schönen Apfel an, und als es sah, daß die Bäurin davon aß, so konnte es nicht länger widerstehen, streckte die Hand hinaus und nahm die giftige Hälfte. Kaum aber hatte es einen Bissen davon im Mund, so fiel es tot zur Erde nieder. Da betrachtete es die Königin mit grausigen Blicken und lachte überlaut und sprach: «Weiß wie Schnee, rot wie Blut, schwarz wie Ebenholz! Diesmal können dich die Zwerge nicht wieder erwecken.» Und als sie daheim den Spiegel befragte:

«Spieglein, Spieglein an der Wand,
wer ist die schönste im ganzen Land?»,

so antwortete er endlich:

«Frau Königin, Ihr seid die schönste im Land.»

Da hatte ihr neidisches Herz Ruhe, so gut ein neidisches Herz Ruhe haben kann.

Die Zwerglein, wie sie abends nach Haus kamen, fanden Sneewittchen auf der Erde liegen, und es ging kein Atem mehr aus seinem Mund, und es war tot. Sie hoben es auf, suchten, ob sie was Giftiges fänden, schnürten es auf, kämmten ihm die Haare, wuschen es mit Wasser und Wein, aber es half alles nichts; das liebe Kind war tot und blieb tot. Sie legten es auf eine Bahre und setzten sich alle siebene daran und beweinten es, und weinten drei Tage lang. Da wollten sie es begraben, aber es sah noch so frisch aus wie ein lebender Mensch und hatte noch seine schönen roten Backen. Sie sprachen: «Das können wir nicht in die schwarze Erde versenken», und ließen einen durchsichtigen Sarg von Glas machen, daß man es von allen Seiten sehen konnte, legten es hinein und schrieben mit goldenen Buchstaben seinen Namen darauf, und daß es eine Königstochter wäre. Dann setzten sie den Sarg hinaus auf den Berg, und einer von ihnen blieb immer dabei und bewachte ihn. Und die Tiere kamen auch und beweinten Sneewittchen, erst eine Eule, dann ein Rabe, zuletzt ein Täubchen.

Nun lag Sneewittchen lange, lange Zeit in dem Sarg und verweste nicht, sondern sah aus, als wenn es schlief, denn es war noch so weiß als Schnee, so rot als Blut und so schwarzhaarig wie Ebenholz. Es geschah aber, daß ein Königssohn in den Wald geriet und zu dem Zwergenhaus

kam, da zu übernachten. Er sah auf dem Berg den Sarg, und das schöne Sneewittchen darin, und las, was mit goldenen Buchstaben darauf geschrieben war. Da sprach er zu den Zwergen: «Laßt mir den Sarg, ich will euch geben, was ihr dafür haben wollt.» Aber die Zwerge antworteten: «Wir geben ihn nicht um alles Gold in der Welt.» Da sprach er: «So schenkt mir ihn, denn ich kann nicht leben, ohne Sneewittchen zu sehen, ich will es ehren und hochachten wie mein Liebstes.» Wie er so sprach, empfanden die guten Zwerglein Mitleiden mit ihm und gaben ihm den Sarg. Der Königssohn ließ ihn nun von seinen Dienern auf den Schultern forttragen. Da geschah es, daß sie über einen Strauch stolperten, und von dem Schüttern fuhr der giftige Apfelgrütz, den Sneewittchen abgebissen hatte, aus dem Hals. Und nicht lange, so öffnete es die Augen, hob den Deckel vom Sarg in die Höhe und richtete sich auf, und war wieder lebendig. «Ach Gott, wo bin ich?» rief es. Der Königssohn sagte voll Freude: «Du bist bei mir», und erzählte, was sich zugetragen hatte, und sprach: «Ich habe dich lieber als alles auf der Welt; komm mit mir in meines Vaters Schloß, du sollst meine Gemahlin werden.» Da war ihm Sneewittchen gut und ging mit ihm, und ihre Hochzeit ward mit großer Pracht und Herrlichkeit angeordnet.

Zu dem Fest wurde aber auch Sneewittchens gottlose Stiefmutter eingeladen. Wie sie sich nun mit schönen Kleidern angetan hatte, trat sie vor den Spiegel und sprach:

«Spieglein, Spieglein an der Wand,
wer ist die schönste im ganzen Land?»

Der Spiegel antwortete:

«Frau Königin, Ihr seid die schönste hier,
aber die junge Königin ist tausendmal schöner als Ihr.»

Da stieß das böse Weib einen Fluch aus, und ward ihr so angst, so angst, daß sie sich nicht zu lassen wußte. Sie wollte zuerst gar nicht auf die Hochzeit kommen; doch ließ es ihr keine Ruhe, sie mußte fort und die junge Königin sehen. Und wie sie hineintrat, erkannte sie Sneewittchen, und vor Angst und Schrecken stand sie da und konnte sich nicht regen. Aber es waren schon eiserne Pantoffeln über Kohlenfeuer gestellt und wurden mit Zangen hereingetragen und vor sie hingestellt. Da mußte sie in die rotglühenden Schuhe treten und so lange tanzen, bis sie tot zur Erde fiel.¹

Dieses Märchen kennen wir alle seit Kindertagen. Pädagogen rätseln, ob Geschichten dieser Art für Kinder wohl verträglich seien. Gibt es eine Mut-

ter, und sei es eine Stiefmutter, die Herz und Leber ihrer eigenen Tochter verzehrte? Kannibalismus mitten in der Kultur – das geziemt sich nicht, auch nicht in einem Märchen! Man mag hinnehmen, daß dieser alten Hexe, wie wir sie geradewegs nennen sollten, jede Strafe gebühre, aber sie in eisernen Schuhen zu Tode tanzen zu lassen, dies ist eine sadistische Rache; «Aug' für Auge», aber: Fuß für Fuß? – das ist scheußlicher, als es in edlen und gesitteten Zeiten akzeptiert werden kann. Doch Vorbehalte dieser Art sind unsachgemäß. Alles in dieser Geschichte – wir sind uns darüber im klaren – gehört dem Bereich des *Symbols* zu. Rätselhaft indessen, nicht nur für Kinder, bleibt der Charakter der Frau selbst, die wir hier geschildert finden. Ehe wir Schneewittchens Leben als eine fast tödlich verstellte Grabesexistenz kennenlernen, entdeckt sich hier die Mutter ihrerseits als vollkommen unfähig zum Leben. Hexenmütter, dämonische Mütter, sind in den Märchen wie im wirklichen Leben nicht ungewöhnlich, aber es wäre ganz falsch, Geschichten dieser Art als einfachen Leitmaßstab einer rigorosen Verurteilung zu nehmen: so bö's sei sie eben, diese Stiefmutter, diese zweite Königin an der Seite des Vaters. Der Tiefsinn der Märchen liegt oft darin, daß sie in zwei Figuren ein und denselben Menschen, nur in zwei völlig konträren Seiten seines Wesens, schildern. Und so müßten wir denken, die Frau, die als Mutter Schneewittchen zur Welt bringt, sei eben dieselbe, die es tötet, ja, es sei paradoxerweise dieselbe Art von Liebe, ein Kind zu wünschen und ein Kind wegzuwünschen. Erst wenn man begreift, daß Menschen so widersprüchlich sein können, versteht man, warum schlimmer als die Angst vor dem Tod die Furcht vor einzelnen Menschen sein kann, die durch ihr eigenes Un-Leben auch in das Leben ihrer Mitmenschen den Tod hineintragen. Kein Kind fürchtet das Sterben; für ein Kind existiert der Tod allenfalls in Gestalt des Fortgehens, des Alleingelassen-Werdens, nie aber als physische Realität. Hingegen Menschen können so sein: abweisend, schroff, verurteilend, schließlich vernichtend. Nur: Warum ist das so? Wie lernen wir, Schneewittchens Mutter zu verstehen? Wie begreifen wir Schneewittchen selbst, so daß sie als Kind ihrer (Stief)Mutter uns und sich selber verständlich wird?

Nehmen wir die Eingangsszene einmal ganz wörtlich, die das Märchen uns malt. Eine Königin sitzt am Fenster, als es Winter ist. Solche Zeitangaben, solche Situationen sind nie nur ästhetisch, sie meinen nicht einfach den bloßen schön-vornehmen Kontrast zwischen Blutrot und Schneeweiß, der dem Märchen später den Namen geben wird. Wir sollten vielmehr denken, dieses Bild biete das Portrait einer Frau, genauer: das Portrait einer Seite im Wesen einer Frau. Sie lebt in einer Welt, in der es kalt ist; alles,

was sie sieht, ist überzogen von einem blütenweißen Leichentuch. Irgendwie «rein» sieht diese Welt aus, gut geordnet, jungfräulich, aber zugleich eisig, gefroren. Diese Frau sitzt an einem Fensterrahmen, der schwarz ist, und man könnte fast sich bei ihrem Anblick erinnert fühlen an ihre eigene Todesanzeige: schwarz eingefasst ist ihre ganze Gestalt; so lebt sie dahin, ein Leben, das keines ist, sich vernähend, sich verspinnend in Sehnsucht. «*Die Frau am Fenster*» wäre ein äußerst angemessener Titel für die Mutter eines Schneewittchens, für eine Frau, die am Leben nur teilnimmt beim Hinausschauen in ein schneebedecktes Land, das sie selber nie betreten wird.

Das GRIMMSche Märchen wird aber noch deutlicher. Diese Frau hat offenbar große Angst um ihr eigenes Frausein, um ihre Verletzbarkeit. Andere Geschichten bei den BRÜDERN GRIMM ähneln in diesem Motiv einander und können deshalb als ergänzender Kommentar dienen, hier vor allem die Erzählung vom *Dornröschen*. Die Rede geht da von einem Mädchen, das sich einmal mit einer Spindel in den Finger sticht und darüber einschläft. Alles im Schloß versteinert, sogar das Feuer im Herd; rings um das Schloß aber wächst eine Dornenhecke, so dicht, daß niemand, der um die Gunst des Mädchens werben wollte, jemals Zugang zu ihm finden könnte. Lange dauert es, hundert Jahre fast, daß Dornröschen schläft wie tot. – Es ist das Motiv der Verletzung durch eine Nadel oder Spindel, das Dornröschen mit der Mutter Schneewittchens verbindet. Was Menschen sonst als Liebe, als Zärtlichkeit, als warm werdenden Frühling nach allzu langer Winterkälte ersehnen, das gerade fürchtet Schneewittchens Mutter wie einen Stich, wie etwas, das eine schmerzhaft Wunde hinterläßt, das sie bedroht, das sie zum Bluten bringen könnte. Der Stich mit der Nadel bezeichnet sexualsymbolisch den Grund, warum bald hernach schon ein Kind zur Welt kommt, aber von einem Mann, von einer Begegnung zwischen Mann und Frau, erfahren wir kein einziges Wort; der Vorgang der Zeugung reduziert sich auf eine «Verletzung», und wir müssen denken, diese Verletzung sei tödlich. Wir haben eine Mutter vor uns, die als Frau nicht lebt und nie hat leben dürfen, sondern die aus lauter Angst nur eine Mutter, eine «Stiefmutter» sein darf. Dieser «Rollentausch» wird im Märchen als Tod der «wahren» Mutter beschrieben; und dann übers Jahr schon heiratet der König eine andere Frau; er selbst wird in dem Märchen keine Rolle mehr spielen; er fehlt als Vater, als Mann im Leben seines Kindes ebenso wie im Leben seiner Frau; Schneewittchens Mutter aber kehrt wieder in dieser zweiten Frau. Die «Stiefmutter» ist nur die andere Seite ihrer selbst, die einzige, die «überlebt».

Als solche zieht diese «Stiefmutter» ihr Mädchen jahrelang voller Stolz groß, als etwas, das ihre eigene Schönheit sogar noch unterstreicht. Erst als das Kind älter wird, beginnt eine unselige Konkurrenz zwischen Mutter und Tochter. Man könnte darin den privaten Wahn einer Frau sehen, die alles darauf anlegt, die Schönste zu sein, und die sich selber nur in der Rolle der Schönsten erträgt; doch ist eine solche Einstellung uns Heutigen, hundertfünfzig Jahre danach, womöglich noch weit zugänglicher, als es zur Zeit der BRÜDER GRIMM der Fall sein konnte. Wir leben in einer Gesellschaft, in der die Frauen förmlich gezwungen werden, von früh bis spät sich in die Erwartungsschablone makelloser Schönheit hineinzuzwängen. Man schlage irgendeine Illustrierte auf, und man wird finden, wie von den Fußnägeln bis zu den Haarspitzen auf hunderterlei Weise empfohlen wird, was eine Frau alles tun muß, um den richtigen Teint, die richtige Figur, das richtige Styling zu bekommen. All das muß sich doch machen lassen! Und man verspricht, daß eine Frau unbedingt akzeptiert werden wird, wenn sie all die gegebenen Anweisungen befolgt, aber sie ist ein Garnichts, wenn sie sich nicht pünktlich und getreu an all die Erfolgsrezepte hält. Zwischen Alles und Nichts gibt es nicht die geringste Vermittlung. Ein solcher Kompromiß könnte ja nur gefunden werden, wenn es wenigstens ein bißchen Selbstbewußtsein, ein bißchen eigenen Stolz gäbe. Die BRÜDER GRIMM sprechen zwar auf seiten der Königin von Hochmut; aber eine Frau wie Schneewittchens Mutter besteht in Wahrheit viel eher aus Minderwertigkeitsgefühlen, und ihre schlimmste Verunsicherung ergibt sich daraus, daß sie um Jahre älter ist als ihre Tochter. Jungsein ist eine absolute Verpflichtung in dieser phantastischen Welt der verordneten Perfektion.

Sucht man einen bestimmten Namen für den Tod, so findet man ihn hier, längst ehe er sich ereignet. Er lautet: Zwang zu einem zeitlosen, nie reifenden, in sich selbst erstarrten Dasein. Schneewittchens Stiefmutter darf nicht älter werden! Sie leidet darunter, daß der Fortschritt der Jahre einen Wandel anzeigt. Denn älter zu werden, das bedeutet: weniger attraktiv zu sein, und die Selbstbespiegelung, das dauernde Fragen: Wer bin ich? wirft sich in die Augen aller anderen, es projiziert sich in die kleinste Andeutung von Kritik, es bildet ein Bewußtsein, das sich, vollkommen narzißtisch, nur erträgt als Allerbestes, als Allerschönstes – als Vernichtenswürdiges sonst.

Um uns in eine solche Haltung einzufühlen, müssen wir uns noch in Erinnerung rufen, daß diese Frau ohne Liebe lebt. Sie hat einen Mann, und sie hat ihn auch nicht. Ihre Ängste und Ambivalenzgefühle werden dahin geführt haben, daß sie ihn immer wieder umwarb und doch sogleich wie-